Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 9. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. September 1876.

Inhalt: Eine Firmungsreise in Süd-Madura. — Der Aufstand der Sioux im Jahre 1862 (Fortsetzung). — Die Dominikanermission unter den Chaldäern in Mesopotamien und Kurdistan. — Nachrichten aus den Missionen: China; Ceylon; Ostindien; Centralafrika; Südafrika; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Eine Firmungsreise in Süd-Madura.

Unter dieser Überschrift wollen wir einen Brief mittheilen, den Msgr. Canoz, apostolischer Vikar von Madura, an seine jungen Mitbrüder, die Scholastiker der Toulouser Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, gerichtet hat. Wenn derselbe auch Mittheilungen über Land und Leute, wie wir sie in so vielen Briefen der Missionäre finden, nur wenig enthält, so entbehrt er doch keineswegs eines großen Interesses, indem er uns mit dem blühenden Zustande jenes Vikariates in etwa bekannt macht. Das ganze Vikariat zerfällt in drei große Missionen, die jede ihren speziellen Obern besitzt, in Nord-, Mittel- und Süd-Madura. Süd-Madura selbst umfaßt zwei Distrikte, die Fischerküste, an welcher außer zehn Jesuiten mehrere einheimische Weltpriester wirken, und Pallamkottah mit sechs Jesuitenmissionären. In letzterem Distrikte bilden die Sanards, im ersteren die Paraver den Haupttheil der christlichen Bevölkerung. Unter den Paravern versteht man die Nachkommen der ehemals vom hl. Franz Xaver und seinen Gefährten bekehrten Bewohner der Fischerküste, welche seit jener Zeit gleichsam eine besondere Kaste bilden. Ehemals fanden sie in der Perlenfischerei eine Quelle des Wohlstandes und selbst des Reichthums; allein die Perlmuschelbänke an dieser Küste sind erschöpft und die Paraver in einen Zustand der Armuth, fast der Dürftigkeit herabgesunken. An ihrem Glauben halten sie mit unverbrüchlicher Treue, aber sie haben einen schwierigen und intriganten Charakter und sind deßhalb geneigt, mit ihren geistlichen Hirten Streitigkeiten zu beginnen. Die Sanards beschäftigen sich hauptsächlich mit der Pflege der Palmbäume; ihre Arbeit ist keine leichte, besonders wenn es gilt, den Saft zu sammeln, der entweder zur Herstellung des Palmweines oder auch zur Zuckerbereitung benützt wird. Zweimal jährlich, so lange der Saft in den Baum steigt, d. h. jedesmal drei bis vier Monate, muß der Sanard den Baum erklettern, um hoch unter dem Wipfel, wo die neuen Knospen hervorbrechen, diese abzuschneiden und unter der Schnittfläche ein kleines irdenes Gefäß zu befestigen, in welches der Saft hineintröpfelt. In gewissen Monaten fließt derselbe so reichlich, daß der Sanard täglich dreimal am nämlichen Stamm hinaufklettern muß, um nichts von dem kostbaren Naß zu verlieren. Sein Werkzeug dabei ist sehr einfach; am Gürtel trägt er ein scharfes Messer, eine große Kürbisflasche und ein Gefäß mit Kalkwasser; außerdem hat er einen kurzen zusammengebundenen Baststrick, in den er beide Füße steckt, so daß dieselben dadurch fest an den Stamm anschließen. Auf diese Weise erklettert er die 15—20 Meter hohen Palmbäume mit sehr großer Leichtigkeit; oben angekommen hält er sich mit dem linken Arme fest, während er mit dem rechten den Saft aus dem irdenen Geschirre in seine Kürbisflasche gießt, mit seinem Messer die Schnittfläche erneuert, das Gefäß mit Kalkwasser ausspült und es wieder an seinen Platz befestigt. Das Ausspülen mit Kalkwasser soll die Gährung des Palmsaftes verhindern; es findet daher nicht statt, wenn der Saft zu dem sehr berauschenden Palmwein benutzt wird. Nicht selten hat ein Sanard 40 Bäume täglich zu besorgen, und daß bei diesem täglich 120mal stattfindenden Klettern Unglücksfälle nicht selten sind, ist leicht erklärlich. Nirgendwo findet man daher soviel Krüppel als unter den Sanards. Sie sind meistens nicht Eigenthümer, sondern nur die Pächter der Bäume, welche sie besorgen. In ihren Sitten sind sie sehr einfach, und das Christenthum haben sehr viele von ihnen mit großer Freude schon in frühern Zeiten angenommen. Wegen ihrer Einfalt hatten sich manche bewegen lassen, zum Protestantismus abzufallen, zur Zeit, als aus Mangel an europäischen Missionären diese Gegend sich beinahe ganz selbst überlassen war und die wenigen goanesischen Priester, die sie verwalteten, mehr ihren eigenen Vortheil als das geistige Wohl ihrer Heerde im Auge

hatten. Seit der Neugründung der Mission von Madura (1838) sind aber die meisten wieder zurückgekehrt, und wie es jetzt um den Glauben und die religiösen Verhältnisse in diesem Theile des Vikariates von Madura steht, zeigt der jetzt folgende Brief des hochwürdigsten Herrn Canoz aus Tritschinopoli vom 3. December 1875.

„Seit meiner Abreise von Frankreich versetze ich mich oft im Geiste in Ihr liebes Scholastikat zu Vals, aus welchem jetzt schon so manche eifrige Missionäre hervorgingen. Sehr oft habe ich auch schon den Vorsatz gefaßt, meinen lieben Mitbrüdern zu schreiben; allein mein vorgerücktes Alter und meine vielen Arbeiten haben mich bisher davon abgehalten. In diesem Jahre habe ich während vier Monaten die bischöfliche Visitation im südlichsten Theile meines Vikariates abgehalten; während der langen Tage, welche ich einsam in meinem Wagen oder meiner Sänfte zubrachte, habe ich oft Ihrer gedacht und recht lebhaft bedauert, Niemanden bei mir zu haben, welcher die interessanten Details meiner langen Reise hätte sammeln und Ihnen übersenden können. Heute finde ich hier in Tritschinopoli einige freie Augenblicke, und ich will Ihnen nun selbst meine Reise durch die christlichen Gemeinden von Süd-Madura erzählen, soviel meine Erinnerung mir noch davon darbietet.

Die beiden heißesten Monate der hiesigen Gegend, April und Mai, hatte ich im Gebirge, bei unserer Wallfahrtskirche U. L. F. von La Salette, zugebracht[1]. Anfangs Juni reiste ich von dort in meinem Ochsenwagen nach Pallamkottah ab, wo ich am 12. mit den Missionären des südlichsten Distriktes zusammentraf, theils um mit ihnen die bevorstehende Rundreise zu besprechen, theils um uns gegenseitig für die Beschwerden der Missionsarbeit auf's Neue zu ermuntern. Auch machte ich hier den Anfang der Visitation, indem ich 138 Personen firmte. Vor drei Jahren hatte sich hier eine Anzahl Sanards gegen den Missionär aufgelehnt; sie kamen jetzt reuevoll zu mir, ihre Unterwerfung zu erklären. Am 21. Juni fuhr ich, vom P. Pouget begleitet, nach Andipatty, einem 25 engl. Meilen entfernten Dorfe oder vielmehr Dörfchen; denn die Backsteinkirche liegt in einer wahren Einöde, nur von wenigen Hütten umgeben. Allein sie bildet den Mittelpunkt für die umliegenden christlichen Gemeinden, welche gemeinsam der Leitung des P. Larcey unterstehen; hier kommen sie zusammen, um die heiligen Sacramente zu empfangen und ihr Patronatsfest zu feiern. An Arbeit fehlte es uns hier nicht; wir hatten 263 Firmungen und eine noch weit beträchtlichere Anzahl von Beichten und Communionen, denn die meisten unserer Christen wollten die Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sacramente benützen. An einem Abend traf sogar eine Schaar von Kindern unter Anführung ihres Schullehrers ein, die mehr als zehn Meilen zurückgelegt hatten, um sich firmen zu lassen. Am folgenden Samstag den 26. eilte P. Larcey uns voraus zu der ziemlich entfernten Kirche von Serndamangalam, wo man jährlich das Fest des Apostelfürsten mit großer Feierlichkeit begeht. Am Sonntag Nachmittag nach Beendigung des gewöhnlichen Gottesdienstes machten auch wir uns auf den Weg dorthin; wir hofften vor Nacht anzukommen, allein wir hatten uns in der Entfernung oder vielmehr in Bezug auf die Kraft und Schnelligkeit der Ochsen getäuscht, die man uns zum Transport unseres Gepäckes geliehen hatte und die uns oft nöthigten, unfreiwillig Halt zu machen. Beim Einbruch der Nacht kamen wir erst nach Vadiur, einem Christendorfe, wo man uns zurückhalten wollte; allein da P. Larcey uns erwartete, baten wir nur um Vorspann und setzten unsere Reise fort. Wir hatten noch 5 Meilen vor uns und zwar auf sandigem Boden durch einen Palmenwald, in welchem von einem gebahnten Weg keine Spur war. Trotz der Laternen an meinem Ochsenwagen verirrten wir uns denn auch, und erst spät in der Nacht langten wir in Serndamangalam an. Am folgenden Tage, am Vorabend des Festes, war es uns unmöglich Beicht zu hören, denn Alles war mit der Vorbereitung für die Feier zu sehr beschäftigt und durch den Lärm der Musik und die Ankunft der Fremden zu sehr zerstreut. Allein am Feste selbst und am darauffolgenden Tage gab es um so mehr Arbeit im Beichtstuhl. 480 Personen empfingen die heilige Firmung. Noch ein größerer Trost wurde mir hier zu Theil. Zu Vadiur, in dem Dorfe, welches wir auf unserer nächtlichen Fahrt berührt hatten, war in Folge von Streitigkeiten zwischen den Einwohnern ein Theil zum Protestantismus abgefallen; seit zehn Jahren schon besaßen sie eine protestantische Schule und einen protestantischen Katechisten. Während meines Aufenthaltes in Serndamangalam fanden sich auch diese Apostaten bei mir ein und baten um die Wiederaufnahme in die Kirche, welcher sie ja nur im Äußern entsagt hätten. Ihre Bitte wurde ihnen, nachdem sie Buße gethan, gewährt, und der protestantische Schullehrer sowohl als der protestantische Katechist haben Vadiur wieder verlassen müssen, da sie dort nichts mehr zu thun hatten.

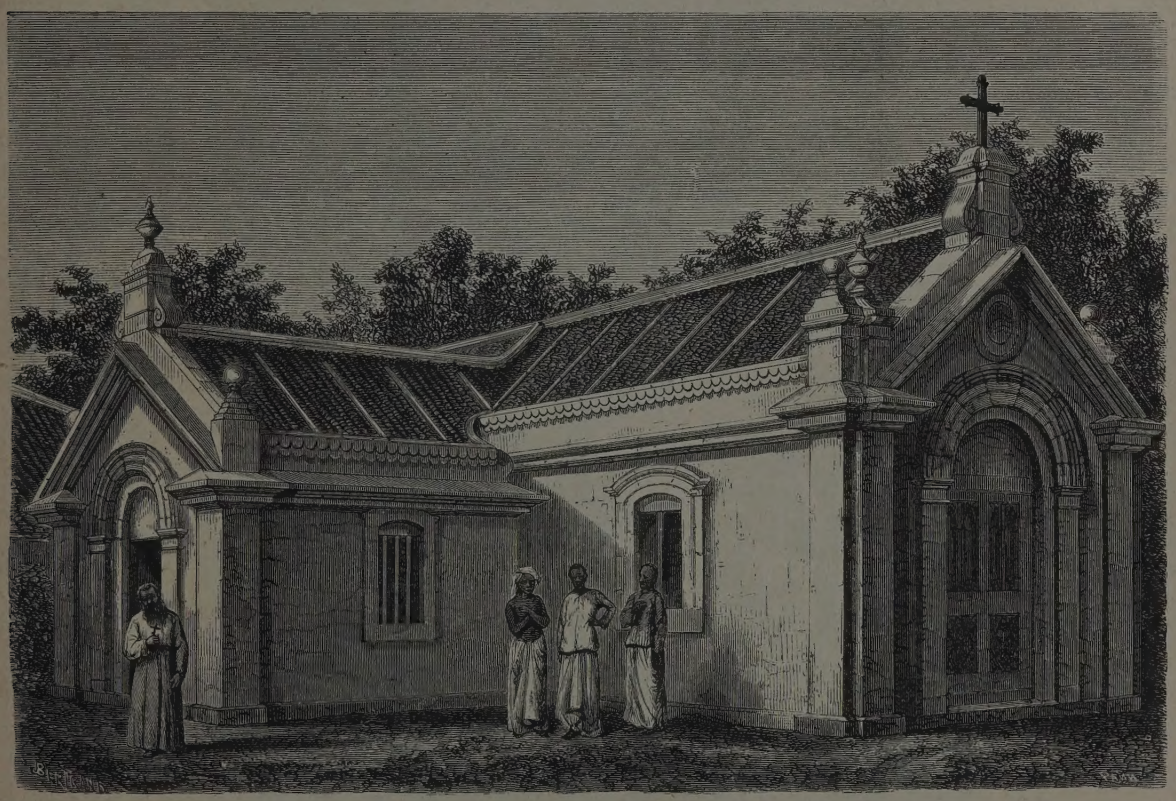
Nach Beendigung der Visitation dieser Gemeinde kehrte ich nach Pallamkottah zurück; dort erwartete mich die Trauerbotschaft von dem Tode des trefflichen, verehrten P. Sales, des einzigen noch übrigen von den Patres, die im Jahre 1839 mit mir nach Madura gekommen waren. Also wiederum ein Veteran weniger in der Mission! Möchte doch das Scholastikat von Vals uns gute Rekruten ausbilden, welche die zahlreichen Lücken würdig auszufüllen im Stande sind!

In Pallamkottah dauerte mein Aufenthalt länger, als ich beabsichtigt hatte. Mein Plan war, die Mission des P. Guchen in Sattankulam zu besuchen; allein weil dort gerade die Cholera ihre Verwüstungen anrichtete, bat mich der Missionär, die Visitation zu verschieben, indem die Indier sich zur Cholerazeit nicht getrauen, ihre Wohnungen zu verlassen. Dieser Umstand erlaubte mir, das Dorf Siduvaikul zu besuchen, wo ein eingeborener Jesuit, P. Rayapen, die Seelsorge hat. Der Pater kam selbst, mich in sein großes Sanardsdorf abzuholen; auf dem Wege dorthin lag aber ein anderer Ort, Strinegondam, in welchen er die Paraver seiner großen Pfarrei zusammenbestellt hatte; so konnte ich dort gleich am Tage nach meiner Ankunft 134 Personen, und am darauffolgenden Tage, dem Feste des hl. Ignatius, noch weitere 128 firmen. Gleich nach Tisch eilte P. Rayapen voraus, um in Siduvaikul Alles zu unserm Empfang vorzubereiten; ich folgte in meinem Ochsenwagen bald nach, begleitet von P. Bachelard. Unter dem Vorwand, den Weg abzukürzen, lenkte unser Führer das Gespann auf eine so sandige Straße, daß wir kaum vorankamen und die Räder fast bis zur Achse einsanken. Als wir noch zwei Meilen von Siduvaikul entfernt waren, begegnete uns schon die ganze Einwohnerschaft, alle mit Bannern und Fahnen in der Hand und begleitet von einer lärmenden Musik. Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir im Dorf selbst ankamen. Ich richtete einige Worte an die Christen, die so glücklich schienen, ihren

[1] Über diese Kirche vgl. diese Zeitschrift, 1874, S. 32 und 33.

Bischof in ihrer Mitte zu sehen, ertheilte ihnen den Segen und verabschiedete sie. Allein sie konnten sich nicht entschließen, fortzugehen, und noch sehr spät drängte sich eine dichte Menge um die Pfarrwohnung. Am folgenden Morgen war der Zudrang zum Gottesdienste so stark, daß der größte Theil der Anwesenden vor der Kirche stehen mußte. P. Rayapen hatte seine Christen bis auf fünf Meilen in die Runde kommen lassen; alle zeigten sich sehr eifrig, und so fehlte es uns auch hier wiederum nicht an Arbeit; mehr als 600 Beichten hatten wir zu hören, und ich spendete 375 Personen die heilige Firmung.

Von Siduvaikul ging die Reise weiter zunächst nach Adeikalaburam und Alantalei, wo 463 Personen zum Richterstuhl der Buße kamen und 250 gefirmt wurden, und von dort nach Manapad, einem größeren Ort mit etwa 2000 Christen. In Alantalei ließ ich meinen Wagen zurück und bestieg eine Sänfte, theils weil der Meeresküste entlang der Weg für die Wagen nur schwer fahrbar ist, theils weil die Paraver die Reise in einer Sänfte passender für ihren Bischof erachten. In der Nähe von Manapad kam mir die Bruderschaft des Ortes mit ihrem Kreuz und ihrer Fahne entgegen; alle Mitglieder trugen eine Art von weißer Albe und einen großen Pelerinkragen von rother oder violetter Farbe. Vor mir her breitete man große Stücke Tuches auf, die man wieder rasch aufnahm, wenn ich sie überschritten hatte, um sie weiter vorne wieder vor mich hin auf den Weg zu legen. Die Kirche, die größte an der ganzen Fischerküste, war dicht gedrängt voll Menschen;



Kirche der Unbefleckten Empfängniß in Ramnad (Madura).

selbst die unter der Jurisdiktion des Erzbischofs von Goa stehenden Christen hatten ihre separatistischen Gelüste vergessen und sich eingefunden. Manapad war bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu die Residenz des Provinzials von Malabar; das alte Haus der Patres dient auch heute noch dem Missionär zur Wohnung. Es ist in Hufeisenform gebaut und hat zwei Stockwerke, welche an jeder Seite eine breite Steintreppe verbindet. Sowohl im Erdgeschoß als in der ersten Etage befinden sich nebst einem großen Saal drei bis vier Zimmer; die obern Räumlichkeiten sind in gutem Zustand, das Erdgeschoß aber ist nicht mehr bewohnbar. Ehemals befand sich rings um das Haus ein großer Orangenhain, allein nach der Abreise der alten Patres hat die Sorglosigkeit der spätern Bewohner den Dünensand nicht nur den ganzen Garten sondern auch das Erdgeschoß des Hauses anfüllen lassen, und es ist erst der standhaften Energie des P. Laurent gelungen, durch starke Hecken den Sand aufzuhalten. Noch eine andere Erinnerung an die alte Gesellschaft haben wir zu Manapad; nahe beim Dorf springt ein kleines Vorgebirge in's Meer hinein; dort hatten die alten Patres eine Kreuzkapelle erbaut, in welcher noch jetzt eine prächtige Reliquie vom wahren Kreuze aufbewahrt wird, die P. Claudius Aquaviva der Mission geschenkt hat. Jährlich wird hier das Fest Kreuzerhöhung mit großem Pomp begangen und aus der ganzen Umgegend strömen die Christen zu dieser Feier zusammen.

Am 18. August verließ ich Manapad, wo ich 255 Personen

gefirmt hatte, um Sattankulam, welches schon zur Mission des P. Guchen gehört, zu besuchen. Da der Weg über die Dünen führte, kamen wir nur langsam voran, und es war nicht weit von Mitternacht, als ich in Sattankulam anlangte. Seit meinem letzten Besuche hatte sich hier Vieles geändert. Damals war eben die arme Kirche, welche nur aus Lehmwänden mit einem Strohdach besteht, vollendet, aber der Missionär hatte noch kein Haus; an der einen Seite der Kirche hatte man das Dach etwas vorspringen lassen, eine Art Matte aus Palmblättern rings herum aufgehängt, und dieses bildete die Wohnung des Paters. Jetzt dagegen war ein anständiges Haus mitten in einem Garten erbaut; aber nun gilt es, die arme Lehmkirche durch eine Backsteinkirche zu ersetzen. Sattankulam ist ein wichtiges Centrum dieser Mission, welches stets an Bedeutung gewinnt, indem sowohl Heiden als Protestanten sich jedes Jahr mehr und mehr anschließen. Unter den 145 Personen, die ich hier firmte, waren viele Neophyten, und zwar mehrere sehr einflußreiche Persönlichkeiten. Weil ich spät in der Nacht in Sattankulam angekommen war und die Christen mir daher keinen feierlichen Empfang hatten bereiten können, mußte ich es geschehen lassen, daß sie mich bei meiner Abreise mit fliegenden Fahnen und unter den Klängen einer rauschenden Musik durch die belebtesten Straßen der Stadt führten; sie wollten gar zu gern ihren Bischof den Heiden zeigen und ihm öffentlich ihre Ehrfurcht beweisen.

Ponnu-Sami-Tever, Bruder des letzten Maha-Radscha von Ramnad.

Über Patakalenviley, wo ich 221 Firmungen ertheilte, kam ich dann nach Sokkenkonderupu; dieses Dorf zählt mit seinen Weilern mehr als 2000 Einwohner, welche alle eifrige Christen sind. Der Empfang, der mir hier zu Theil wurde, überstieg denn auch meine Erwartung. Auf dem ganzen Wege erhoben sich Triumphbogen, und alle Straßen waren mit kunstvoll aus Palmblättern geflochtenen Guirlanden verziert, von denen in bestimmten Abständen künstlich aus Palmblättern ausgeschnittene Vögel u. s. w. herabhingen. Dieses Dorf war es, wo soeben die Cholera geherrscht, aber glücklicher Weise keine sehr große Verwüstung angerichtet hatte. Die Christen fühlten sich daher auch sehr glücklich, weil sie der Gefahr entgangen, und waren um so besser gestimmt, aus meinem Besuche Früchte zu ziehen. Die ganze Bevölkerung gehört zur Kaste der Sanards; da ihre tägliche Arbeit eine harte und gefahrvolle ist, sind sie weit weniger zu Ausschweifungen geneigt als ihre anderen Landsleute. Weil ich ihre guten Gesinnungen sah, konnte ich auch nicht umhin, die einzige Bitte, die sie an mich stellten, zu erfüllen, nämlich ihnen einen Beitrag für ihre neue Kirche zu versprechen. Weil ihr bisheriges Gotteshaus viel zu klein ist, haben sie den Bau einer großen dreischiffigen Kirche begonnen, deren Mauern sich schon zwölf Fuß über den Boden erhoben. Die Steine zum Bau müssen sie 3—4 Meilen weit am Meeresufer suchen, und während der wenigen Monate, in welchen sie nicht mit der Sammlung des Palmsaftes beschäftigt sind, arbeiten alle mit großem Eifer an der neuen Kirche.

Am 30. August reiste ich mit P. Rodriguez nach Pariateley. In diesem Dorf hat das Schisma die größte Verheerung angerichtet; allein Dank den Arbeiten der PP. Castanier

und Laurent kehrt der Frieden langsam zurück; im letzten Jahre hat P. Laurent 300 Schismatiker wieder zurückgeführt. Ich konnte hier 163 Personen firmen, in Sokkenkonderupu hatte ich an 389 Personen dieses heilige Sacrament gespendet. Am 2. September ging die Reise weiter am Meeresufer entlang über den Dünensand, zuerst nach Sinnataley, einem kleinen Dörfchen, wo nur 110 Christen sich zur Firmung eingefunden, dann nach Obary, wo 346 Personen beichteten (unter ihnen manche, die seit 8—12 Jahren sich nicht mehr den Sacramenten genähert hatten) und 182 gefirmt wurden, und endlich nach Anakary, wo wir 800 Beichten und 465 Firmungen hatten. Es war dieses das letzte Sanardendorf, das ich besuchte, und ich kam jetzt wieder zu den Paravern, und zwar nach Edendakarey. Dieses Dorf ist eine wahre Mustergemeinde in Bezug auf den Eifer und die Einigkeit, welche hier herrschen; der liebe Gott scheint auch zum Lohne dafür diese Gemeinde sichtbar zu segnen, denn sie nimmt stets zu an Wohlstand und Bevölkerungszahl. Wöchentlich ist ein Tag bestimmt, an dem die Hälfte des Fischfanges für die Kirche ist, wie dieses früher überall an der Küste der Gebrauch war; so hoffen sie denn auch bald eine neue Kirche erbauen zu können.

Mutu-Ramalinga-Sattubadi, letzter Maha-Radscha von Ramnad.

Ihr Missionär genießt ihr ganzes Vertrauen und sie betrachten und ehren ihn nicht nur als ihren Seelsorger, sondern überlassen ihm auch die weltliche Leitung der Gemeinde. Ihr Beispiel hat denn auch schon segensreich auf die Nachbarschaft gewirkt, und in der kleinen Entfernung von 2—3 Meilen hat sich in einem großen Heidendorf eine neue Christengemeinde gebildet, zu welcher etwa 30 Familien gehören; 43 von diesen Neophyten, welche bereits hinreichend vorbereitet waren, empfingen die heilige Firmung. Am 22. September kam ich nach Contapuley, der südlichsten Gemeinde meines Vikariates, die nur ein Stündchen vom Cap Comorin entfernt ist. Das goanesische Schisma zählt hier viele Anhänger, allein auch diese betheiligten sich an meinem Empfang, und im Triumph wurde ich in meinem Palankin auf den Schultern von sechs Paravern bei Fackelschein und unter den Klängen einer Musikbande, welche man mit großen Kosten von Cottar hatte kommen lassen, durch alle Straßen des Ortes getragen. Die Kirche war dicht gedrängt, und ich benützte die gute Gelegenheit, auch zu den Schismatikern zu reden. Der liebe Gott scheint meine Worte gesegnet zu haben, denn am folgenden Morgen meldeten sich zwölf Familien zur Rückkehr in die Kirche, und drei von dem goanesischen Priester unrechtmäßiger Weise geschlossene Heirathen wurden revalidirt. Der Fischfang ist die einzige Nahrungsquelle dieser Paraver; auch diesen segnete Gott während meiner Anwesenheit auf ganz außerordentliche Weise. Gleich am Tage nach meiner Ankunft machten sie einen so reichen Fang wie sonst nie. Unter den vielen und großen Fischen war auch ein prächtiger Sägefisch, der sich in den Stricken der Netze verwickelt hatte und den sie mir zum Geschenke machen wollten. Als derselbe auf dem Strande lag, glich er fast einem kleinen Elephanten; die Säge, welche sich vorn an seinem Maule befand, war hart wie Elfenbein, scharf und tief gezahnt und 4—5 Fuß lang. Ich nahm diese allein an und überließ den Fisch selbst den Armen des Dorfes.

Contapuley ist das letzte Dorf, das ich dieses Mal zu besuchen hatte, und somit trat ich jetzt meine Rückreise an, auf welcher ich noch in einzelnen Dörfern, so namentlich in Anakarey und Soganapery, einige hundert Personen firmte.

Am 12. October langte ich über Ramnad nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Tritschinopoli an. Ramnad gehört bereits zum Distrikt von Mittel-Madura; es ist die Hauptstadt des Königreichs Marava und hat noch seine eigenen Fürsten, die allerdings unter englischer Oberhoheit stehen. Die Radschas von Marava gehören zur Kaste der Kaller (Diebe), einer der untersten Abtheilungen der Sudras; um die Niedrigkeit ihres Ursprungs zu verbergen, nehmen deßhalb die Angehörigen des fürstlichen Hauses den Titel Maraver oder auch wohl Tever (Gott) an. Für die Missionäre und speziell für die Mitglieder unserer Gesellschaft hat Ramnad eine ganz besondere Bedeutung; denn hier war es, wo der sel. Johannes Brito zum Tode verurtheilt wurde, und von hier wurde er nach Orejur geführt, um dort die Palme der Martyrer zu empfangen. Daher wünschten wir auch schon seit langer Zeit in Ramnad eine etwas hübschere Kirche zu errichten; aus Mangel an den nöthigen Mitteln konnten wir jedoch erst im Jahre 1873 unsern Wunsch zur Ausführung bringen. Unter dem Schutze des Seligen wurde der Bau rasch vollendet, und ist gleich die Kirche kein Kunstwerk, so gefällt sie doch wenigstens ganz ausnehmend den 4500 Christen, die unter den Heiden zerstreut in Ramnad ihren Mittelpunkt haben. Die neue Kirche ist der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter geweiht.

Während meiner dießjährigen Visitationsreise habe ich im Ganzen 4938 Personen gefirmt. Trotz meiner 70 Lebens- und meiner 36 Missionsjahre habe ich die großen Strapazen dieser vier Monate unter dem schützenden Beistande Gottes gut überstanden, so daß ich alle mit der Visitation verbundenen Arbeiten ohne Unterbrechung ausführen konnte. Zum Schluß bitte ich nur noch meine lieben Mitbrüder, welche diese Zeilen lesen werden, um ihr eifriges Gebet für die so wichtige und schöne Mission von Madura und deren Oberhirten, dem trotz seiner Unwürdigkeit seit so vielen Jahren schon der Herr dieselbe anvertraut hat."

Der Aufstand der Sioux im Jahre 1862.

(Zur Beleuchtung der nordamerikanischen Indianerpolitik. — Fortsetzung.)

Wir kommen nun zum Resultat der in unserem vorigen Aufsatz geschilderten Ungerechtigkeiten gegen die Sioux. Der lange verhaltene Zorn und Haß der Indianer sollte endlich losbrechen; den Agenturen, in denen die Agenten und Händler so oft die Bitten der Unglücklichen barsch zurückgewiesen, galt der erste Angriff. Am 18. August 1862, als der Morgen zu dämmern begann, weckte ein plötzlicher Lärm die Bewohner der unteren Agentur; Schaaren von Indianern, dieses Mal nicht in ihren Wolldecken, sondern in vollem Kriegscostüm und mit den Kriegsfarben bemalt, hatten die Straßen des Ortes besetzt. Sie waren fast alle mit zweiläufigen Gewehren versehen, und an ihrem Gürtel hing ihre altgewohnte Waffe, der schreckliche Tomahawk. Die aus dem Schlafe geschreckten Weißen schauten neugierig auf diese ungewohnte Scene und ergingen sich in Vermuthungen über deren Bedeutung; aber sie blieben nicht lange darüber im Zweifel. Ein Händler, der unvorsichtig seine Thüre geöffnet, wurde von einem Indianer erschossen. „Jetzt will ich den Hund tödten, der mir nicht das Nothwendigste borgen wollte!" waren die Worte, welche die Handlung begleiteten und erklärten. Damit war das Signal gegeben und jetzt wurde auch in die anderen Häuser eingebrochen. Bald war das Blutbad ein allgemeines; nur 41 Personen, meistens Frauen und Kinder, entkamen nach Fort Ridgely, alle andern wurden theils ermordet, theils erlagen sie auf der Flucht dem Hunger und Elend; einzelne Frauen und Kinder wurden als Gefangene fortgeschleppt. Nachdem in weniger als einer halben Stunde das Mordwerk vollbracht war, begaben sich die Indianer an's Plündern und steckten dann die ganze Ansiedelung in Brand. Verstümmelte Leichen zwischen rauchenden Trümmern bezeichneten am Mittag den Platz, wo am Morgen noch die reichgefüllten Läden und Vorrathshäuser standen. Die Beute war eine sehr reiche, und die gefundenen Feuergewehre dienten zur Bewaffnung neuer Schaaren.

Dieser erste Erfolg steigerte ihren Rachedurst zu einer wilden Blutgier; während ihr Zorn früher sich auf die Agenten und Händler beschränkt hatte, dehnte er sich jetzt auf alle Weißen aus. Ein alter Ansiedler sollte dieses gar bald erfahren. Die Indianer trafen ihn auf ihrer Rückkehr von der zerstörten Agentur und kündigten ihm gleich sein Todesurtheil an. Der Unglückliche suchte sie zu erweichen: „Was kann euch mein Tod nützen?" fragte er. „Ich bin ein Greis von 70 Jahren; 45 Jahre habe ich unter euch gelebt und stets Freundschaft mit euch gehalten. Mein Weib ist von eurem Stamme; in den Adern meiner Kinder strömt auch Indianerblut. Was habe ich denn gethan, daß ich jetzt sterben soll?" Die Antwort lautete: „Wir wollten dich gerne verschonen; aber du bist ein Weißer, und alle Weißen müssen sterben!" Ein Schlag mit dem Tomahawk machte dem Leben des Greises ein Ende.

Rings um die Reservation hatten sich im Laufe der Jahre kleine Niederlassungen von Einwanderern, meistens Deutschen, gebildet. Die Wohnungen lagen einzeln durch die Prärie zerstreut, nur an wenigen Punkten bildeten sie Gruppen nach Art der deutschen Weiler. Bisher hatten die Indianer mit diesen Ansiedlern freundschaftlich verkehrt und nicht selten bei ihnen Unterstützung gefunden. Allein diese Freundschaft wurde jetzt vergessen; in wildem Blutdurst wandten sich die Aufrührer gegen ihre ehemaligen Wohlthäter. Man muß die aus dem Blutbad Geretteten selbst sprechen hören, um sich einen richtigen Begriff von dem Schrecken und dem Unglück jener Tage zu bilden. Aus der Reihe der Greuelthaten nur ein paar Beispiele.

„Ich wohnte damals," so erzählte eine deutsche Frau, die gegenwärtig in Neu-Ulm lebt, unserem Gewährsmann, „ich wohnte damals mit meinem Manne und einem Knechte auf einer Farm, etwa sieben engl. Meilen von hier (Neu-Ulm). Am Unglückstage, dem 18. Aug. 1862, hatte ich mit den Beiden auf dem Felde gearbeitet, war aber gegen Mittag nach Hause gegangen, um das Essen zu bereiten. Als mein Mann und der Knecht nicht zur Zeit nach Hause kamen, stieg ich auf einen Hügel vor unserer Blockhütte, um nach ihnen zu sehen,

und siehe da, ringsum sah ich die Wohnungen unserer Nachbarn in Flammen, erblickte aber keinen Menschen. Vor Schrecken außer mir eilte ich zu dem Felde, wo ich die Beiden bei der Arbeit zurückgelassen, und fand sie dort im Blute liegen; der Knecht war todt, mein Mann lebte noch, blutete aber stark aus einer Schußwunde. ‚Um Gotteswillen,' rief ich, ‚was ist denn vorgefallen?' — ‚Stille,' erwiederte er, die Indianer sind losgebrochen und tödten Alles. Fliehe, sonst bist auch du verloren.' Natürlich wollte ich meinen Mann nicht verlassen, allein ich konnte ihn nicht retten, er starb in meinen Armen. Ich versteckte mich nun in einem Wäldchen, denn auch unser Haus sah ich jetzt in Flammen stehen, und überall strichen Wilde umher. Auch am folgenden Tage wagte ich mich nicht aus meinem Verstecke; erst am zweiten Abend verließ ich es. Was ich von da an gethan, welche Wege ich durchsuchte, wo ich gewesen bin, ist mir nicht mehr erinnerlich. Wie im Traume wandelte ich herum; barfuß und mit zerrissenen Kleidern eilte ich von einem Orte zum andern; überall fand ich nur rauchende Trümmer und blutende Leichen. So lebte ich volle 17 Tage und Nächte, indem ich mich mit Wurzeln und Beeren nährte, die ich zufällig fand. Bis dahin hatte ich keinen lebenden Weißen erblickt; am 18. Tage endlich sah ich einige; ich lief ihnen entgegen, aber einer von ihnen legte die Flinte auf mich an. Ich erkannte ihn, es war mein Bruder, er hielt mich für eine indianische Squaw. Als ich ihm zurief, wer ich sei, war er außer sich vor Freuden; er hatte mich todt geglaubt. Den Indianern glücklich entkommen, durchzog er mit einigen Freunden das Todtenfeld, um die Leichen aufzusuchen und zu begraben. 24 Glieder unserer väterlichen Familie hatte er unter den Todten gefunden, 15 davon liegen hier neben der Kirche in einem Grabe."

Unser Gewährsmann besuchte das Grab; dicht daneben sah er ein anderes, in welchem 50 Opfer jener Schreckenstage ruhen. Diese Erlebnisse waren übrigens keineswegs die härtesten. Wie viele Mütter sahen ihre Kinder vor ihren Augen gemartert und ermordet, während sie selbst in eine Gefangenschaft geschleppt wurden, der sie den Tod vorgezogen hätten! Wie viele sahen ihre ganze Familie und alle ihre Bekannten in wenigen Stunden ermordet, ihr ganzes Hab und Gut vernichtet! Etwa 20 engl. Meilen westlich von der Agentur entfernt, in einem fruchtbaren Thal am Browerfluß, hatten sich mehrere deutsche Familien angesiedelt und ein Dörfchen gegründet, das schon 40 Seelen zählte. Flüchtlinge von der Agentur brachten dorthin die Kunde vom Aufstand; aber ehe sich die Ansiedler noch hatten berathen können, was zu thun, waren schon die Indianer da; mit Ausnahme von drei Personen, denen es gelang, nach Fort Ridgely zu entkommen, wurden alle ermordet. Noch zwölf Meilen weiter in der nämlichen Richtung lag die bedeutendste deutsche Ansiedlung; wegen der weiten Entfernung blieben ihre Bewohner am 18. August verschont und hörten sogar nichts von dem Blutbad, das in der Agentur und in deren Umgebung stattgefunden. Am 19. August wollten sich zwei dieser Ansiedler nach der Agentur begeben und fanden zu ihrem Erstaunen mitten auf dem Wege die Leichen einer Frau und zweier Kinder. Da sie nicht wußten, was dieses bedeute, eilen sie in das nächste Haus, finden aber hier nur die Leichen des Hausherrn, seiner Frau und dreier Kinder; im Nachbarhause finden sie ebenfalls Mann, Frau und zwei Kinder mit zerspaltenem Haupte. Jetzt ahnen sie die Wahrheit und kehren rasch zurück, um ihre Verwandten und Nachbarn zu warnen. Sofort sammeln sich die dreizehn Familien der Ansiedlung, laden ihre nothwendigsten Habseligkeiten auf Wagen und treten den Weg nach dem 27 engl. Meilen entfernten Fort Ridgely an. Bald treffen sie auf eine kleine Schaar von Sioux; aber diese thun sehr freundlich; einer, der mit den Deutschen bekannt war, kommt herbei und macht ihnen verständlich, daß nicht sie, sondern die Chippewas die Urheber der Greuelthaten seien; die Ansiedler möchten nur ruhig umkehren, die Sioux würden sie vertheidigen. Die gutmüthigen Deutschen trauten diesen freundlichen Worten, theilten mit den Indianern ihr Mahl und kehrten mit ihnen auf dem Wege, den sie gekommen, wieder zurück. Allein zu ihrem Verderben; ganz in der Nähe ihrer Wohnungen tauchen auf einmal neue Indianer aus dem Präriegras auf, und nun beginnt das Gemetzel; über 40 Personen wurden ermordet und die Indianer ließen nicht nach, bis sie alle todt glaubten. Doch täuschten sie sich, einige Kinder blieben am Leben; das älteste von ihnen war ein dreizehnjähriges Mädchen, und auch eine Frau war nur verwundet. Das Mädchen entwickelte nun einen wahren Heldenmuth; es sammelte die noch lebenden Kinder, unterstützte auch die verwundete Frau und brachte alle, im Ganzen sieben Personen, nach 14 Tagen zahlloser Mühen und Anstrengungen zum Fort Ridgely.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Greuelthaten einzeln erzählen; nur einen schönen Zug der Mutterliebe dürfen wir nicht übergehen. Am Shetek-See, 70 Meilen westlich von Mankato, hatten sich einige Familien, im Ganzen gegen 50 Personen, niedergelassen; sie waren die einzigen Bewohner von Murray County. Am 20. August wurde diese Ansiedlung überfallen; nur einer Frau, die den Indianern sehr viel Gutes gethan, wurde das Leben geschenkt und ihr auch gestattet, ihre beiden Kinder, einen Säugling und ein dreijähriges Söhnchen, mit sich zu nehmen; die Entfernung bis zur nächsten Wohnung betrug in der Richtung, welche sie auf Geheiß der Indianer einschlagen mußte, über 80 engl. Meilen. Muthig macht sie sich auf den Weg, den Säugling auf dem Arme, während sie mit der anderen Hand den kleinen Knaben führt; aber bald verlassen diesen die Kräfte; sie muß auch ihn tragen. Das jedoch vermag sie nicht lange; so legt sie denn eines der Kinder in das Gras, trägt das andere eine Strecke weit und kehrt darauf zurück, das erste zu holen. So macht sie den weiten Weg unter Mühen und Anstrengungen, welche nur die Mutterliebe zu überwinden vermochte.

In diesen ersten Tagen des Aufstandes wurden 737 Ansiedler, meistens Deutsche, ermordet; im Ganzen verloren 1675 Weiße das Leben. Bis auf 150 Meilen um die Agentur herum durchzogen die Indianer mordend und brennend das Land, und nachdem sie die kleinen Ansiedlungen zerstört, wagten sie sich auch an größere Orte. Unter diesen kam zuerst Neu-Ulm an die Reihe, ein fast ausschließlich deutsches Städtchen von etwa 1500 Einwohnern, kaum 20 engl. Meilen von der unteren Agentur, dem Schauplatz der ersten Greuelthaten, entfernt. Im Jahre 1853 hatten sich in Chicago einige deutsche Freidenker zusammengethan und beschlossen, im fernen Westen eine Stadt zu gründen, in welcher jeder Deutsche, „mit Ausnahme der Pfaffen und Advocaten", sich niederlassen dürfe. Diesem Beschluß verdankt Neu-Ulm sein Entstehen, und dem ersten Beschlusse getreu hatten die Bewohner bis zum Jahre 1862 jeden Priester ferngehalten; der Ort sollte ein Sammelplatz von Freidenkern werden, welche durch die Religionsübungen der Andern in ihrem Gewissensschlafe nicht gestört werden wollten. Natürlich schoß hier die Gottlosigkeit üppig in's Kraut, und Neu-Ulm wurde sogar über die Grenzen Minne-

sota's hinaus wegen seiner Verhöhnung namentlich der katholischen Kirche berühmt oder vielmehr berüchtigt. Jedes Jahr sah seine spöttischen Umzüge, bei denen Carricaturen der Mönche und Nonnen, Priester und Bischöfe, und sogar des Papstes die Hauptrolle spielten. Noch kurz vor dem Blutbad 1862 hatte man bei einem solchen Umzuge ein Crucifix öffentlich herumgetragen und dann auf dem Markte verbrannt unter Ceremonien, die zu beschreiben die Feder sich sträubt. Als die Kunde hiervon nach Mankato gelangte, trug der Pfarrer kein Bedenken, zu erklären, daß das Strafgericht Gottes einen solchen Ort heimsuchen müsse. Dagegen verstieg sich aber die Neu-Ulmer Zeitung zu der scheußlichen Gotteslästerung: „Der verbrannte Gott der Pfaffen möge Neu-Ulm nur auch verbrennen, wenn er könne." Daß er es könne, sollten die Einwohner der gottlosen Stadt gar bald zu ihrem Schrecken erfahren.

Schon am ersten Tage des Aufstandes der Sioux eilten zahlreiche Flüchtlinge aus der Umgegend nach Neu-Ulm, verkündeten dort die Schreckensbotschaft und schilderten die Greuelscenen, welche sie erblickt. Da entfiel den Helden, die so tapfer gegen das Crucifix gewesen waren, der Muth; Tische und Stühle wurden auf die Straße geschleppt, um als Barrikaden gegen die Indianer zu dienen. Am 19. August näherten sich etwa 100 Indianer der Stadt, steckten die äußersten Häuser in Brand und schossen Einige, die sie auf der Straße erblickten, nieder. Die Einwohner ziehen sich in den Mittelpunkt der Stadt zusammen und verbergen sich hinter ihren sogen. Barri-

Sioux, Männer und Frauen.

kaden; die Indianer rücken auf den offenen Straßen vor und sind schon im Begriff, die muthigen Gotteslängner aus ihrem letzten Versteck zu vertreiben, als im entscheidenden Augenblick 15 Männer aus dem benachbarten St. Peter ankommen, kühn über die Barrikaden hervorbrechen und die Indianer zurücktreiben. Für dieses Mal war Neu-Ulm gerettet, und da auch in der folgenden Nacht von Mankato 300 Mann eintrafen, schien die Gefahr beseitigt. Die Indianer wandten sich gegen Fort Ridgely, kehrten aber am 24. August in verstärkter Anzahl zurück, da sie das starke Fort nicht hatten nehmen können. Die Bewohner Neu-Ulms wollten jetzt ihren Muth zeigen und waren vor die Stadt gerückt, um den Feind im offenen Feld zu erwarten; als jedoch die Indianer unter lautem Kriegsgeheul den Hügel herabstürmten, flohen die Weißen in wilder Unordnung in's Städtchen; die Rothhäute folgten ihnen auf dem Fuße nach und nun wurde der Kampf zu einem Straßenkampf; Haus um Haus, Straße um Straße, die Stadt hinauf und herunter, wurde bald genommen, bald wieder verloren; das Blut floß in Strömen und bald ergriffen auch die Flammen verschiedene Häuser. Doch gelang es den Indianern nicht, sich vollständig zu Herren der Stadt zu machen, da die Hilfstruppen von Mankato tapfern Widerstand leisteten und der dieselben begleitende katholische Pfarrer, Rev. Sommereisen, durch eine Kriegslist die Rothhäute in Schrecken versetzte. Da er nämlich wußte, wie sehr diese die Kanonen fürchten, ließ er ein Eisenrohr auf einen Wagen laden, durch die Straße fahren,

mit Pulver füllen und dieses anzünden; alsbald zogen sich die Feinde zurück. Allein weil keine Aussicht war, gegen die sich mehrenden Schaaren die Stadt zu vertheidigen, wurde beschlossen, einen Durchbruch zu versuchen, und mit nicht gar zu großen Verlusten gelang derselbe. Unter fortwährenden Angriffen der Indianer konnten sich die Neu-Ulmer nach Mankato zurückziehen; die Stadt aber wurde eine Beute der Flammen; „der verbrannte Gott der Pfaffen" hatte gezeigt, daß Er seiner nicht ungestraft spotten lasse; auch der Hauptanstifter der gotteslästerlichen Umzüge, welcher selbst das Crucifix getragen und in die Flammen geworfen hatte, wurde vom rächenden Arme Gottes erreicht. Um von den Indianern nicht erkannt zu werden, hatte er sich deren Costüm angelegt; als er jedoch während des Kampfes so gekleidet von einem Hause in ein anderes flüchten wollte, hielten ihn seine Landsleute für einen Indianer und schoßen ihn nieder. Das seither wieder aufgebaute Neu-Ulm hat sich diese Lehre zu Herzen genommen; es hat jetzt nicht nur eine hübsche katholische Kirche mit einem ständigen Priester, sondern es baute auch ein schönes Haus für die katholischen Schulen; in dieses nahm es die vom Culturkampf aus ihrer Heimath vertriebenen Schwestern der christlichen Liebe aus Paderborn auf, denen jetzt schon auch viele Andersgläubige die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen.

Indianer in einer Reservation.

Doch kehren wir zu den Indianern zurück. Der Fall von Neu-Ulm verbreitete weithin großen Schrecken, bewog aber auch die Regierung, ernstere Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes zu ergreifen. General Sibley erhielt den Auftrag, die Sioux zu unterwerfen. Mit Mühe brachte dieser etwa 1400 Mann zusammen; dazu verstanden seine Truppen besser den Pflug als die Waffen zu führen. Daher konnte er nur langsam vorrücken, allein es gelang ihm, die Indianer immer weiter nach dem Westen zu drängen bis in die öde Prärie, wo sie, von

Allem entblößt, sich endlich nach mehreren Gefechten ergeben mußten. Der Hauptanführer, die „kleine Krähe", entkam mit etwa 200 Männern; das Hauptlager mit etwa 100 Zelten nahm General Sibley am 26. September. Hier fand er etwa 250 weiße Frauen und Kinder, welche die Sioux zu Gefangenen gemacht hatten und welche er jetzt der Freiheit wiedergeben konnte; zum Andenken daran wurde der Ort camp release, „Befreiungslager", genannt. Leider fanden die meisten Befreiten nicht viele ihrer Verwandten mehr am Leben, sie waren arme Wittwen und heimathlose Waisen geworden. Unterdessen mehrte sich stets die Zahl der gefangenen Indianer, da viele nach dem unglücklichen Ende des Aufstandes von freien Stücken sich dem General überlieferten. Etwa 1500, darunter die Männer, gegen welche keine besondere Klage vorlag, und alle Weiber und Kinder, wurden zuerst nach Fort Sneling und im folgenden Frühjahr über den Missouri nach Dakota und Wyoming geführt und dort angesiedelt.

Mehr als 400 Männer aber wurden vor ein Kriegsgericht gestellt; 303, welche überwiesen wurden, eigenhändig gemordet oder thätigen Antheil an einem Gefechte genommen zu haben, wurden zum Tode, 18, welche man nur der Plünderung überführen konnte, zu schwerer Kerkerhaft verurtheilt, die übrigen nach Dakota verwiesen. Allein der Präsident Lincoln bestätigte nur das Todesurtheil der 38 Schuldigsten. Am 26. December 1862 wurde an diesen letzteren in Mankato das Urtheil vollzogen. Wie sich diese, ich möchte sagen glücklichen, Unglücklichen auf den Tod vorbereitet haben, wollen wir von demjenigen selbst hören, der diese Vorbereitung leitete, von dem hochw. Generalvicar Raveaux von St. Paul. Der hochwürdige Herr hatte die Güte, uns den Bericht zur Verfügung zu stellen, den er unmittelbar nachher an den Diözesanbischof richtete. Derselbe bildet einen versöhnenden Abschluß zu diesen Greuelscenen.

(Schluß folgt.)

Die Dominikanermission unter den Chaldäern in Mesopotamien und Kurdistan.

Während des Vatikanischen Concils hatte sich bekanntlich der Patriarch der unirten Chaldäer, Msgr. Audu, der Opposition angeschlossen, weniger aus dogmatischen Bedenken, als weil er sich in seinen vermeintlichen Rechten von der Propaganda beeinträchtigt glaubte. Nach der Vertagung des Concils in seine Heimath zurückgekehrt, erklärte er zwar dem damaligen apostolischen Delegaten Msgr. Fanciulli seine Unterwerfung unter die Vatikanischen Decrete, sowie auch seine Bereitwilligkeit zur Ausführung der vom heiligen Stuhl erlassenen Bestimmungen in Bezug auf die Wahl der Bischöfe; allein wie uns die neuesten Nachrichten fürchten lassen, hat er in seinen guten Gesinnungen nicht verharrt. Nicht nur hat er ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhles einen Bischof geweiht, der gegenwärtig versucht, die sogenannten Thomaschristen in Indien gegen ihre Bischöfe aufzuwiegeln, sondern er scheint auch in Mesopotamien selbst die Fahne des Schisma's erheben zu wollen. Wir werden in einer der nächsten Nummern eine Denkschrift des hochwürdigen P. Duval O. Praed., apostolischen Propräfekten der Mission in Mossul, über diese Wirren in der chaldäischen Kirche mittheilen, zu deren Verständniß jedoch heute eine kurze Skizze der Dominikaner-Mission in Mesopotamien und Kurdistan vorausschicken; denn die unirt-chaldäische Kirche ist beinahe ausschließlich eine Frucht der aufopfernden apostolischen Thätigkeit der Söhne des hl. Dominicus.

Es war um die Mitte des fünften Jahrhunderts, als der Nestorianismus in den damals unter persischem Scepter stehenden Landschaften Mesopotamien, Chaldäa und Kurdistan festen Fuß faßte; am Ende des nämlichen Jahrhunderts (489) nahm der apostatische Bischof Babaï II. von Seleucia den Patriarchentitel an und verlegte seinen Sitz nach Ktesiphon, um im Hasse der Sassaniden gegen die Griechen einen gesicherteren Schutz für sein neues Patriarchat zu finden; seine Nachfolger jedoch siedelten später, nach dem Siege des Muhammedanismus, nach Bagdad über, wo damals die Abassiden residirten. Von diesen Feinden des Christenthums unterstützt, breiteten sich die Nestorianer so stark aus, daß sie nicht nur fast alle bischöflichen Stühle Persiens, Chaldäa's und Mesopotamiens inne hatten, sondern auch westwärts bis zum Mittelmeer und ostwärts bis China durch ihre Missionäre Eroberungen machten.

Erst mit den Kreuzzügen trat die katholische Kirche wieder in Mesopotamien auf und vorzugsweise war es der neugegründete Predigerorden, welcher hier seine Thätigkeit entfaltete. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts sendete der Patriarch Makika II. durch den P. Andreas von Lonjumeau dem Papste seine Unterwerfung ein; ebenso ließ der Patriarch Iballa III. dem Papste Benedict XI. (1304) durch den P. Jakobus seine Anerkennung des römischen Primates und seine Übereinstimmung in der Lehre mit der römischen Kirche aussprechen. Allein diese Union hatte keinen Bestand, indem die Nachfolger jener beiden Patriarchen sich durch die Erklärungen ihrer Vorfahren nicht für gebunden erachteten. Während des 16. Jahrhunderts wurde der nestorianische Patriarchensitz von Bagdad nach Mossul verlegt. Hier brach im Jahre 1551 bei der Wahl eines neuen Patriarchen ein Zwist aus; ein Theil wählte einen gewissen Simeon, welcher den am Nestorianismus Festhaltenden genehm war und deßhalb in Mossul den Patriarchenstuhl einnehmen konnte; dagegen wählten die zur Union Hinneigenden einen gewissen Sulaka, welcher denn auch der Häresie entsagte und persönlich in Rom beim Papst Julius III. seine Bestätigung als Patriarch nachsuchte und erhielt. Von zwei Dominikanern begleitet kehrte er nach Mesopotamien zurück und nahm seinen Sitz in Diarbekir. Auch sein Nachfolger, der wegen seiner Tugend und seiner Gelehrsamkeit hochverehrte Abd-Jesu, kam nach Rom, um seine Bestätigung zu erwirken, und bekannte seinen Glauben durch die Annahme der bis dahin gehaltenen 22 Sitzungen des Trienter Concils (1562). Indessen hatte auch diese Union keinen langen Bestand; im Jahre 1590 siedelten die Nachfolger Sulaka's und Abd-Jesu's nach Urmia in Persien und später nach dem Dorfe Kotschames über, wo sie von allem Verkehr mit Rom abgeschnitten wiederum der Häresie verfielen. Die katholischen Chaldäer aber wählten einen neuen Patriarchen, der in Diarbekir blieb, so daß also die chaldäische

Kirche vom Anfange des 17. Jahrhunderts an drei Patriarchen, zwei häretische, in Mossul oder Alkosch und Urmia oder Kotschames, und einen katholischen in Diarbekir hatte.

Europäische Missionäre drangen nach dem Ende der Kreuzzüge und besonders seitdem durch die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier ungeheuere Länderstrecken dem Seeleneifer der religiösen Orden mehr als hinreichende Beschäftigung boten, nur selten mehr nach Mesopotamien vor, wo sowohl der Fanatismus der herrschenden Muhammedaner als die Versunkenheit der unterdrückten Schismatiker ihrer Thätigkeit nur äußerst geringe Erfolge in Aussicht stellten. Zwar wurde 1636 die Mission in Mesopotamien dem Kapuzinerorden übertragen, aber dieser gab sie bald wieder auf, und so war sie ganz verwaist bis Benedict XIV. im Jahre 1750 auf Betreiben des eifrigen chaldäischen Priesters Abdulkader den Dominikanerorden mit ihrer Wiederaufnahme beauftragte. Die ersten Patres, welche die Mission neu begründeten, Franz Turriani und Dominicus Codeleoncini, mußten in Mossul als Ärzte verkleidet ihre Wirksamkeit beginnen. Die Anfänge waren sehr schwierig, in Mossul herrschte damals eine völlige Anarchie; Straßenkämpfe zwischen den verschiedenen Religionsparteien waren etwas Alltägliches und der türkische Pascha konnte seinen Anordnungen nur durch Waffengewalt Anerkennung verschaffen. So feindlich aber auch immer die Muhammedaner, Jakobiten und Nestorianer einander gegenüberstanden, so einig waren sie doch im Hasse gegen die beiden katholischen Missionäre; nur dem Schutze des Paschas, dem sie ihrer ärztlichen Kenntnisse wegen lieb waren, verdankten diese die Möglichkeit, in Mossul zu bleiben. Allein wenn ihnen die Dienste, welche sie als Ärzte leisteten, nach der einen Seite hin nützlich waren, so waren sie ihnen nach einer andern hin sehr hinderlich, denn der Pascha zwang sie, mehr als ihnen lieb war dem ärztlichen Berufe zu leben, und schickte sie hin und her im Lande, sobald einer seiner fernen Freunde oder Verwandten krank war. Schon bald nach ihrer Ankunft mußte P. Turriani deßhalb eine Reise nach Amedea, zu einem kranken Freunde des Pascha, unternehmen. Amedea, eine Festung auf einem schroffen Felsen, ist die ehemalige Hauptstadt Kurdistans und noch immer einer der Hauptsitze des Nestorianismus. Insofern konnte diese Reise auch im Interesse der Mission dienen, und P. Turriani versäumte nicht, die ihm gebotene Gelegenheit zu benutzen. Durch seine Liebenswürdigkeit nicht minder als durch seine aufopfernde und uneigennützige Thätigkeit gewann er die Freundschaft des kurdischen Fürsten von Amedea; schon dachte man daran, daselbst eine Station zu gründen, als P. Codeleoncini durch ein hitziges Fieber hinweggerafft wurde. Zwar kam P. Lanza, welcher, für Persien bestimmt, in seine Mission nicht eindringen konnte, um den Verstorbenen zu ersetzen, allein gleich nach dessen Ankunft mußte P. Turriani eine Reise nach Kars an den Grenzen Georgiens unternehmen, um den kranken Vater des Pascha zu pflegen. Über 1¼ Jahre nahm diese Reise in Anspruch und bei seiner Rückkehr fand P. Turriani seinen Mitbruder durch die übermäßige Arbeit erschöpft und dem Tode nahe; doch erholte sich der Kranke und mit neuem Eifer widmeten sich die beiden Dominikaner der Mission unter den Nestorianern. An Erfolgen fehlte es nicht; ihre Kapelle war bald zu klein für die täglich wachsende Zahl der Katholiken. Um dieselben gegen die Bedrückungen der türkischen Behörden und die Anfeindungen der Schismatiker zu vertheidigen, dachte man daran, die neue Gemeinde unter den Schutz eines der in Constantinopel residirenden europäischen Gesandten zu stellen; P. Lanza unternahm daher die weite Reise an den Bosporus, fand aber nur bei der protestantisch-englischen Gesandtschaft geneigtes Gehör. Mit diesem Schutz jedoch war wenig erreicht, zumal da in den nächsten Jahren die verstellte Bekehrung des nestorianischen Patriarchen neue Verwirrungen schuf.

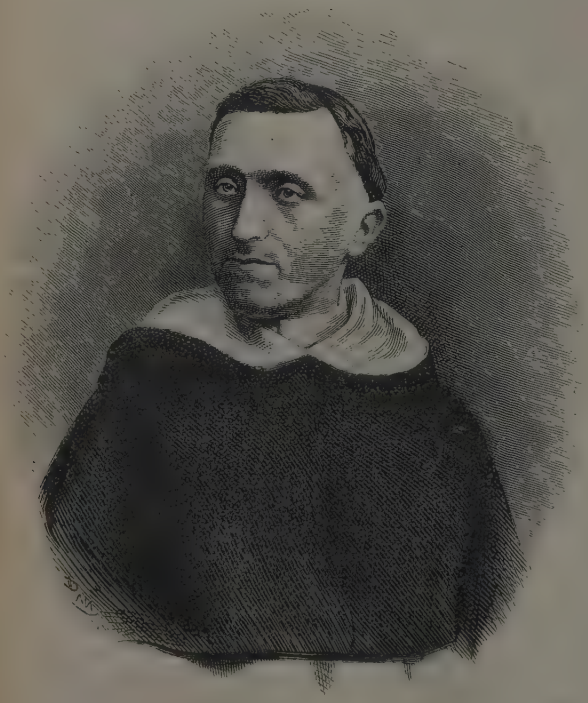
Unterdessen kam ein dritter Missionär, P. Soldini, zur Unterstützung seiner Brüder im Jahre 1759 nach Mossul. Der lang gehegte Plan einer Niederlassung in Amedea wurde jetzt ausgeführt, da in Kurdistan sich ein günstiger Wirkungskreis zu öffnen schien. P. Lanza blieb in Mossul, die beiden andern siedelten nach Amedea über (1760), aber noch im nämlichen Jahre mußte P. Turriani nach Mossul zurückkehren, weil P. Lanza den Befehl erhielt, als apostolischer Visitator die Missionen im Libanon zu besuchen, und der an seine Stelle eingetroffene P. Garzoni zu wenig das Land und die Leute kannte, um allein den schwierigen Posten in Mossul auszufüllen. Die vielen Dienste, welche die Patres jetzt bereits zehn Jahre lang unter den größten Beschwerden und Leiden zu leisten nicht aufgehört, begannen ihre Früchte zu tragen; in den in der Nähe von Mossul liegenden Ortschaften Alkosch, Batnai, Telkief, Markur kamen viele Bekehrungen vor, und als P. Turriani nach siebenzehnjähriger Arbeit im Jahre 1767 starb, hatte er den Trost, in der von ihm neugegründeten Mission den ausgestreuten Samen keimen zu sehen.

Andere Missionäre aus dem nämlichen Orden traten in die Fußstapfen ihrer Brüder; Leiden und Mühsale erwarteten sie in Fülle, allein die Ernte wollte nur langsam reifen. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Patres daran dachten, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und den unfruchtbaren Weinberg aufzugeben; aber der Papst ermahnte sie, auch wenn sie keinen Erfolg hätten, unter den verstockten Häretikern als Leuchten des wahren Glaubens (in signum fidei) zu bleiben, und sie blieben. Ihr Gehorsam wurde belohnt. Zwei Neffen des nestorianischen Patriarchen Mar Elia, die beiden Priester Mar Ischoale und Mar Joannan, bekehrten sich und zogen den größeren Theil des Patriarchates von Mossul oder Alkosch mit sich herüber: der alte Mar Elia dankte zu Gunsten seines Neffen Mar Joannan ab und ließ diesen zum Patriarchen weihen. Somit gab es nun zwei katholische Patriarchen, einen in Diarbekir und einen in Mossul oder Alkosch; indessen verordnete Rom, daß Mar Joannan nur den Titel Erzbischof von Mossul führen, der andere Prälat aber seiner ältern Rechte wegen den Patriarchentitel beibehalten solle (1781).

Trotz der Bekehrung des größeren Theiles der Chaldäer war die Stellung der Dominikaner in Mossul keine angenehme; vielmehr mehrten sich ihre Leiden und Schwierigkeiten von Tag zu Tag: Kriegsunruhen und Hungersnoth wechselten ab mit Feindseligkeiten der Jakobiten und andern Heimsuchungen. Einer der Missionäre, P. Ruvo, wurde zu Dschesirah ermordet, weil er den kranken Bruder des Fürsten nicht heilen konnte; ein anderer, P. Terkonuski, erlag den Strapazen; die Missionäre, welche zum Ersatz nachgeschickt wurden, waren dem Klima und den Mühseligkeiten nicht gewachsen; häufige Erkrankungen, Todesfälle und dadurch benöthigter Personenwechsel boten dem Fortgang der Mission stets neue Hindernisse; und als nun die Revolutionsperiode in Frankreich und Italien die Kirche verwüstete und alle Missionen auf den Aussterbe-Etat

Msgr. **Heinrich Amanton**, O. Praed., Erzbischof von Theodosiopolis i. p. i.

Msgr. **Ludwig Lyons**, O. Praed., Erzbischof von **Damiette** i. p. i.



P. **Gamon**, O. Praed.

P. **Chollet**, O. Praed.

Dominikaner-Missionäre in Mesopotamien.

setzte, da konnten sich auch die Dominikaner in Mossul nicht länger halten. Im Jahre 1815 kehrte P. Campanile, der Jahre lang allein ausgeharrt hatte, der schismatischen Verstocktheit müde, nach Europa zurück.

Mit seiner Abreise gingen jedoch die im Laufe der 75 Jahre gegründeten Werke nicht ganz zu Grunde; die unirt-chaldäische Kirche bestand fort, nur wurde der Sitz des Patriarchen von Diarbekir nach Mossul übertragen, indem mit Genehmigung des römischen Stuhles der Patriarch zugleich den Titel eines Erzbischofs von Mossul annahm. Auch das Andenken an die aufopfernde Thätigkeit der Dominkaner ging durchaus nicht verloren; sämmtliche unirt-chaldäische Bischöfe wendeten sich noch im Jahre 1830 an den Dominikaner-General, um durch seine Vermittlung in ihren Diözesen die Rosenkranz-Bruderschaft einzuführen. Als daher im Jahre 1840 die Propaganda die Wiederaufnahme der Mission in Mossul anregen zu müssen glaubte, waren es ganz natürlich die Dominikaner, auf welche sie für diese schwierige Aufgabe rechnete. Auf den Wunsch des Cardinalpräfekten Franzoni wurden vier italienische Patres dazu ausersehen. Dieselben reisten noch im nämlichen Jahre ab. Die Leiden ließen auch dieses Mal nicht auf sich warten; einer der Missionäre erlag schon in Beyrut einem Cholera-Anfalle; die drei andern kamen zwar an ihrem Bestimmungsorte an, fielen aber sofort in eine schwere Krankheit, welche zunächst ein weiteres Todesopfer forderte und den dritten Missionär zur Heimreise nöthigte, so daß der Obere, P. Merciai, ganz allein in dem wildfremden Lande stand, dessen Sprache und Sitten er noch nicht kannte. Da sendete ihm die Vorsehung zwei Gehilfen in dem ehrwürdigen P. Riccadona S. J., der schon seit langen Jahren im Libanon sich als Missionär bewährt hatte, und in dem hochwürdigen Herrn Valerga, dem späteren berühmten Patriarchen von Jerusalem. Die große Erfahrung und Sprachkenntniß dieser beiden Männer kamen ihm trefflich zu Statten; die Mission wurde frisch in Angriff genommen und durch die Bemühung des Herrn Boré, des jetzigen Generalobern der Lazaristen, öffentliche Schulen gegründet. Auch versäumte der Orden nicht, durch die PP. Jodice und Marchi die durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen; letzterer sollte die Mission von Kurdistan wieder aufnehmen. Bevor es jedoch dazu kam, hatten die Missionäre noch in Mossul einen Sturm zu bestehen. Weil die vorhandenen Räumlichkeiten der wachsenden Bedeutung der Mission nicht entsprachen, war man zu einem Nebau gezwungen; einige fanatische Muhammedaner setzten sich in den Kopf, die Franken wollten ein Fort mitten in ihrer Stadt errichten, und am 14. Juni 1844 stürzte sich ein wüthender Haufen auf den begonnenen Bau, machte ihn dem Erdboden gleich, stürmte darauf das alte Haus und die Kapelle, zertrümmerte alles Hausgeräth, verbrannte die Bücher, verschüttete die heiligen Hostien und trat sie mit Füßen. Mit Noth entgingen die Patres dem Tode; der hochwürdige Herr Valerga wurde durch einen Dolchstich verwundet und wäre ohne die Dazwischenkunft eines menschenfreundlichen Muhammedaners der Wuth des Pöbels zum Opfer gefallen. Dieser Frevel wurde von Constantinopel aus hart bestraft und die Missionäre erhielten nicht nur die Erlaubniß, den angefangenen Bau zu Ende zu führen, sondern konnten sich auch fortan freier und sicherer bewegen.

Mar Jakub, Dominikaner-Kloster in Kurdistan.

Um diese Zeit eroberten die Türken Amedea, die Hauptstadt Kurdistans; bei dem unruhigen Charakter der Kurden stand zu erwarten, daß sie diese Niederlage nicht geduldig ertragen würden. Der Friede schien somit auf lange Zeit gestört und deßhalb wagten die Patres auch nicht, nach dem Vorgange ihrer Vorfahren im Herzen Kurdistans eine Station zu gründen, die den beständigen Vexationen der Türken sowohl als der Kurden ausgesetzt gewesen wäre. Sie zogen vor, sich nicht zu weit von Mossul zu entfernen, um mit den dortigen Behörden in Verbindung zu bleiben, wollten aber die Station zugleich so legen, daß sie Kurdistan leicht erreichen könnten. Diesen doppelten Vortheil bot ihnen das Dorf Mar Jakub. An den ersten Höhen des Kurdengebirges gelegen, je zwei Tagereisen von Mossul, Amedea und Dschesirah entfernt, schien es zum Mittelpunkt der ganzen Mission am geeignetsten. Hier gründete daher P. Marchi (1847), unterstützt von der Freigebigkeit der Herzogin Maria Theresia von Lucca, das Dominikanerkloster Mar Jakub. Von hier aus durcheilte er dann zehn Jahre lang die nestorianischen Dörfer der Ebene nicht weniger als die des kurdischen Gebirges, und es gelang ihm und seinen Gefährten, die meisten, wenn nicht ganz, so doch theilweise zur Einheit des Glaubens zurückzuführen.

Im Jahre 1850 wurde die Mission vom Ordensgeneral der von P. Lacordaire neugegründeten französischen Provinz des Dominikanerordens übertragen; P. Besson[1], welcher bei dieser Neugründung die rechte Hand P. Lacordaire's gewesen, wurde ausersehen, sie zu übernehmen, doch behielt P. Marchi bis zu seinem Tode (1856) die Oberleitung.

Die französischen Dominikaner richteten ihr Hauptaugenmerk auf die Gründung von Schulen. Die von Herrn Boré früher eröffneten wurden neu organisirt, vergrößert und mit besseren Lehrkräften besetzt. Einen ganz besondern Aufschwung aber nahmen dieselben, als nach dem Tode P. Marchi's zunächst der frühere Prior des Pariser Dominikanerklosters, Msgr. Heinrich Amanton, Bischof von Arcadiopolis i. p. i., und nach ihm P. Lyons die Leitung der Mission übernahmen. Durch ihre Bemühungen entstanden auch in den bekehrten Dörfern kleinere oder größere Anstalten, so daß die Mission gegenwärtig 32 niedere Schulen mit circa 2000 Schülern und Schülerinnen besitzt. Zugleich wurde auch eine höhere Unterrichtsanstalt in Mossul errichtet, die namentlich unter der Leitung der leider zu früh gestorbenen PP. Gamon und Chollet zu einer hohen Blüthe gelangte. Für die 120 Schüler dieser Anstalt sind neben den Nachfolgern der beiden genannten Patres noch ein ausgezeichneter chaldäischer Priester, D. David, und drei andere Lehrer thätig. Weil es sehr schwer hielt, die geeigneten Lehrkräfte für die Mädchenschulen zu gewinnen, gab sich der dritte Obere der Mission, P. Duval, nicht geringe Mühe, europäische Schwestern zu gewinnen. Es war dieses um so schwieriger, als die Schulen ganz der Mission zur Last fallen und den größten Theil der ihr zufließenden Almosen gebrauchen; im Jahre 1875 z. B. mußte sie 19,200 Franken für den Unterhalt der Lehrer sowohl als für die Beschaffung der nöthigen Lehrmittel aufbringen, abgesehen von den gratis gelieferten Schulbüchern. Allein P. Duval ließ sich durch diese Schwierigkeit nicht abhalten; der heilige Vater selbst war der erste, welcher ihm einen Beitrag für die als nöthig erkannte Gründung eines weiblichen Klosters anwies; auch andere Wohlthäter fanden sich und im Frühjahr 1874 reisten sechs Schwestern aus der in Tours gegründeten Congregation von der Darstellung Jesu im Tempel nach Mossul, um zunächst die Mädchenschulen in der Stadt zu übernehmen und Lehrerinnen für die Dorfschulen auszubilden.

Ein fast nicht geringeres Verdienst erwarben sich die französischen Dominikaner durch die Gründung einer Missionsdruckerei; auch diese verdankt ihr Entstehen dem hochwürdigen Herrn Amanton, welcher indessen schon im Jahre 1861 aus Gesundheitsrücksichten nach Frankreich zurückgekehrt war, und, zum Erzbischof von Theodosiopolis i. p. i. erhoben, von Paris aus für die Mission zu wirken nicht aufhörte; ihre vollständige Entwicklung aber erreichte sie erst durch Msgr. Lyons, welcher von 1861—73 der Mission vorstand und seit 1874, zum Erzbischof von Damiette consecrirt, als apostolischer Delegat von Mesopotamien und Kurdistan in Mossul thätig ist. Die erste Aufgabe der Druckerei war natürlich, die nothwendigen Unterrichts- und Erbauungsbücher, an denen es den unirten Chaldäern ganz gebrach, herzustellen; aber sie beschränkte sich nicht hierauf, sondern begann auch im Jahre 1871 den Druck einer neuen arabischen Übersetzung der heiligen Schriften. Im Jahre 1872 erschien das Neue Testament in zwei Ausgaben; die pariser Akademie der Wissenschaften fällte am 23. April 1873 ein äußerst günstiges Urtheil über diese neue Übersetzung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus. Schon im Jahre 1874 mußte eine zweite Ausgabe des Neuen Testamentes veranstaltet werden und zugleich wurde der Druck des Alten Testamentes begonnen.

Ein drittes Liebeswerk, welches von den Missionären begonnen wurde, sind Apotheken, in welchen die eingeborenen Kranken unentgeltlich ärztliche Hilfe und die nöthigen Arzneien finden. Obgleich diese Einrichtung erst seit wenigen Jahren getroffen ist, werden doch schon jährlich 5—6000 Kranke theils in Mossul, theils in Mar Jakub behandelt. Zu dem letzteren Kloster strömen die Patienten aus der ganzen Umgegend herbei, und da das Dorf selbst den Fremden kein Unterkommen zu bieten vermag, müssen die Patres gar manchmal dieselben beherbergen und Tage oder sogar Wochen lang verpflegen; 3—400 Kranke werden jährlich auf diese Weise in Mar Jakub aufgenommen. Ganz besonders zeichneten sich die Patres während der Cholerazeit in den Jahren 1865 und 1866 aus; namentlich der damalige Obere, P. Lyons, entwickelte eine solche Aufopferung und Liebe, daß die französische Regierung ihm zur Anerkennung dafür den Orden der Ehrenlegion verlieh. Ein französischer Reisender aber, Baron Lejeune, welcher 1869 Mesopotamien bereiste, wußte ebenfalls die hingebende Thätigkeit der Dominikaner für die armen Kranken nicht genug zu preisen, und auf sein Betreiben gab seine Mutter den Missionären 50,000 Franken zur Begründung eines Hospitals in Mossul.

Durch diese verschiedenen Werke der Liebe verstanden es die französischen Dominikaner, die Sympathien der Nestorianer zu gewinnen; ganze Dörfer schlossen sich der unirten Kirche an; die amerikanischen protestantischen Sendboten, welche bis dahin die Unwissenheit der Nestorianer benutzt hatten, um unter ihnen nicht wenige Proselyten zu gewinnen, sahen nicht nur ihren Erfolgen ein Ende gemacht, sondern verloren auch ihre meisten Anhänger. Sogar der englische Consul Rassam, Chaldäer von Geburt, der auch den Protestantismus angenommen hatte, bekehrte sich auf dem Todesbette und empfing aus den Händen eines Dominikaners die heiligen Sterbsakramente. Allein während die einfachen Gläubigen sich der wahren Kirche in immer größerer Anzahl anschlossen, drohten die Hirten von derselben abzufallen; die nächstens mitzutheilende Denkschrift des hochwürdigen P. Duval, des apostolischen Präfekten der Mission unter den Chaldäern, wird uns mit den Ursachen und dem Verlaufe der von dem gegenwärtigen Patriarchen Msgr. Audu und einigen seiner Bischöfe hervorgerufenen Wirren bekannt machen. Für heute fügen wir nur noch die statistische Notiz bei, daß die unirt-chaldäische Kirche von Mesopotamien und Kurdistan gegenwärtig regiert wird von einem Patriarchen (mit dem Titel Patriarch von Babylon und Erzbischof von Mossul), vier Erzbischöfen (Amedea, Kerkuk, Sehanan, Seert) und sechs Bischöfen (Akra, Diarbekir, Dschesirah, Mardin, Salmas und Saku), die Zahl der Gläubigen wird 20—30,000 betragen.

[1] P. Besson hatte, bevor er sich dem geistlichen Stande widmete und in den Dominikanerorden eintrat, als talentvoller Maler sich bereits einen bedeutenden Ruf erworben. Auch als Missionär entsagte er der Kunst nicht; die drei Illustrationen Amedea, Mar Jakub und eine kurdische Landschaft, die wir heute mittheilen, sind nach Aquarellen gestochen, die er in seinen Mußestunden in Mar Jakub malte.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Kiangnan. Wir haben bereits so oft unsere Leser von der Feindseligkeit der chinesischen Mandarine gegen die Christen unterhalten müssen, daß sie auf den Gedanken kommen könnten, die ganze chinesische Beamtenwelt suche stets und überall den Missionären nur Schwierigkeiten zu machen. Indessen dem ist nicht so; das chinesische Reich ist so ausgedehnt, daß von einem streng einheitlichen Regiment keine Rede sein kann; auch besitzen die Beamten, namentlich die Vicekönige und Gouverneure der Provinzen, eine solche Machtfülle, daß sie innerhalb der Grenzen ihrer Regierungsbezirke so ziemlich thun können, was sie wollen. Daher hängt die mehr oder minder günstige Lage der Christen fast ganz von der Gesinnung der Obermandarine ab, und glücklicherweise sind nicht alle so gesinnt, wie der Oberexaminator von Sutschuen, dessen Petition gegen die Christen wir in der vorigen Nummer mitgetheilt haben. In grellem Gegensatz zu ihm stehen z. B. die Obermandarine in dem apost. Vikariat Kiangnan, und es wird unsere Leser freuen, wenn wir ihnen an einigen Beispielen die wirklich freundliche Gesinnung zeigen, welche den Vicekönig von Kiangnan sowohl, als den Taotai (Gouverneur) von Schanghai und andere hohe Beamte der nämlichen Regierung beseelen. Wir entnehmen dieselben einer unter dem Titel „Nouvelles de la Mission" in Schanghai erscheinenden autographischen Correspondenz.

„Aus folgenden Thatsachen werden Sie sich eine Idee machen können von unserem Verhältniß zu den chinesischen Behörden. Am 23. März des vorigen Jahres (1875) hatte unsere Residenz von Tongkadu[1] den Besuch Hong-tsin-kwang's, des neuen Taotai von Schanghai, empfangen. Bei dieser Gelegenheit lud ihn der Obere ein, ebenfalls unseren Anstalten von Sikawai einen Besuch abzustatten. Freundlich nahm er diese Einladung an und am 3. August kam er derselben nach. Er war äußerst liebenswürdig; die Unterhaltung bewegte sich beinahe ausschließlich über wissenschaftliche Gegenstände, namentlich über die Mathematik und Astronomie. Auf seine Frage, ob sich auch die Missionäre mit diesen Studien beschäftigten, erhielt er zur Antwort, daß sogar mehrere unserer Vorgänger darin sich ausgezeichnet hätten, und es wurden ihm die hervorragendsten aufgezählt. Beim Abschied erbat er sich ein Porträt des P. Verbiest, von dem besonders die Rede gewesen war. Gern wurde ihm ein solches zugesagt; der P. Superior ließ von einem der Zöglinge des Waisenhauses eine gute Copie des in unserm Besitze befindlichen Porträts anfertigen und ihm übersenden. Der Mandarin dankte dafür durch folgendes Schreiben: ‚Ich habe Ihr schönes Haus besucht und bin darin gastfreundlich aufgenommen worden; ich habe Ihre großartigen astronomischen und geographischen Arbeiten in Augenschein genommen und dabei so viel gelernt, als wenn ich die ausgezeichneten Werke Lin-hin's [eines berühmten chinesischen Astronomen] gelesen hätte. Als ich Ihren Brief erhielt, erinnerte ich mich an die Lehren der himmlischen und menschlichen Wissenschaften; er ließ in meinen Geist Lichtstrahlen fallen, gleich denen des Vollmondes zur Herbstzeit. Das Portrait, das Sie mir zugleich sendeten, gleicht dem Goldmanne[2]; sein Anblick hat mich erfreut wie Frühlingswehen. Während ich in Peking war, habe ich das [von den Jesuitenmissionären erbaute] Observatorium besucht; jetzt sehe ich das wahre Bild dessen, der es gegründet, wie Confucius einst Lao-tse sah und ihn ‚Drache' nannte. Li-long-min und Ku-fu-den waren zwei geschickte Maler [nach chinesischem Stil in Gedanken zu ergänzen: nicht weniger geschickt ist derjenige, der dieses Porträt malte]. Wie glücklich bin ich daher, es erhalten zu haben, und staunen muß ich, daß so große Talente und Geschicklichkeiten existiren. Dieses Geschenk eines Freundes ist ebenso ehrenvoll als der berühmte Mann, dessen Züge es darstellt. Ich danke Ihnen und grüße Sie.'

Die beigefügte Visitenkarte des Taotai ersetzte seine Unterschrift.

Am 1. Januar d. J. erhielt die Residenz von Tongkadu wieder einen officiellen Besuch des Taotai; er war begleitet von den vier obersten Mandarinen des Regierungscollegiums. Wie gewöhnlich fand der Empfang im Recreationssaal statt; der Taotai war äußerst liebevoll und erbat sich beim Abschied die Photographie des Obern der Mission, des hochw. P. Foucault; dieser sagte sie ihm zu und erbat sich dagegen die des Taotai. Wenige Tage darauf sandte letzterer die seinige dem Oberen mit folgendem Begleitschreiben: ‚Ich habe Ihren prächtigen Brief und ihre kostbare Photographie erhalten. Dieses Porträt sagt mir, daß Ihr Antlitz klar ist, wie das Wasser im Herbst, und lieblich, wie das Wehen im Frühling. Ich werde es auf meinen Tisch stellen, und wenn ich es ansehe, werde ich mich mit Ihnen zu unterhalten glauben. Ich schicke Ihnen meine Photographie und bitte Sie, sie anzunehmen als ein Zeichen unserer steten Freundschaft. Am 9. des 12. Mondes.'

Drei Wochen vorher hatte er dem apost. Vikar ein zwar weniger officielles, aber um so herzlicheres Zeichen seiner wohlwollenden Freundschaft gegeben. Da er hörte, daß der hochwürdigste Herr krank sei, schickte er ihm sechs verschiedene Gerichte, die seine Heilung bewirken sollten. Auch diese waren von einem Schreiben folgenden Inhaltes begleitet: ‚Ew. bischöfl. Gnaden haben früher einmal die Güte gehabt mich einzuladen, und ich habe das Glück Ihrer angenehmen Unterhaltung genossen; seit dieser Zeit bewahre ich in meinem Herzen ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und nie werde ich Ihre Wohlthaten vergessen. Weil ich nun höre, daß Sie krank sind, und lebhaft wünsche, daß Sie wieder gesund werden, ohne Ihre Zuflucht zu Arzneien zu nehmen, sende ich Ihnen anbei sechs Arten von Speisen; ich bitte Sie, dieselben gnädigst anzunehmen nebst meinen ergebensten Empfehlungen.'

Ebenso wie der Taotai hat auch der Tong-tai, d. h. der Oberkommandant der Truppen von Kao-tsang-miao bei Schanghai unserem Hause von Sikawai einen Besuch abgestattet. Er heißt U-song-fa, ist gebürtig von Lu-ngan-tschëu im Bezirk Ngan-huë; er trägt den rothen Knopf [das Abzeichen der obersten Mandarinenordnung] und hat vom Kaiser ein gelbes Mo-ko-tse zum Geschenk erhalten [eine um so größere Ehre, als die gelbe Farbe sonst nur von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses getragen werden darf]. Er ist ein offener Mann, dessen ganzes Wesen in einem merkwürdigen Gegensatz steht zu dem geschraubten Benehmen der Civilmandarine. Während seines Besuches, der gegen drei Stunden währte, hat er viel von der katholischen Religion gesprochen und den P. Rektor gebeten, ihm einige Bücher zu leihen, die ihn mit derselben bekannt machen könnten. Am folgenden Tage erhielt er bereits die gewünschten Werke: er hat dafür sehr freundlich gedankt und sich zu einem zweiten Besuch angemeldet, da er einigen Freunden das Observatorium zeigen möchte.

Etwa einen Monat später hatten wir die Ehre eines viel vornehmeren Besuches, nämlich des neuen Vicekönigs von Kiangnan. Derselbe war früher Taotai in Fokien: er heißt Sen-pao-tsen und ist

[1] Über die Residenz von Tongkadu vgl. diese Zeitschrift 1875, S. 231, über die andern in der Correspondenz erwähnten Anstalten ebendaselbst S. 212.

[2] Der Goldmann ist eine bei den Chinesen berühmte ehrwürdige Persönlichkeit, welche im Traume einen Kaiser der Han-Dynastie erblickte.

bekannt wegen seiner freundlichen Gesinnung gegen die Europäer. Bald nach seiner Ankunft schickte er seine Karte in unsere Residenz von Tongkadu; auf unsere Anfrage ließ er uns mittheilen, daß er uns auf dem Kriegsschiffe, das ihn hergeführt hatte und auf dem er noch wohnte, am folgenden Morgen um 10 Uhr empfangen würde. Zur festgesetzten Zeit fuhr somit der hochw. P. Superior mit den PP. Bulte und Tsiang zu dem Schiff und wurde mit einem Tusch seiner Musikbande empfangen. Auf dem Verdecke war ein Zelt aufgeschlagen, in dem zwei lange Reihen von Mandarinen in ehrfurchtvoller Stellung sich hielten; am andern Ende des Zeltes stand ein Tisch, umgeben von Sesseln. Der Vicekönig bot dem Superior den ersten, dem P. Bulte den zweiten Platz an, nahm selbst den dritten ein und ließ den P. Tsiang neben sich sitzen. Sen-pao-tsen ist 56 Jahre alt, hoch und stark gewachsen und von kräftiger Gesundheit; das Laster des Opiumrauchens hat er nicht angenommen [eine Ausnahme unter den Mandarinen]. Sein leutseliges und bescheidenes Wesen macht einen guten Eindruck. Gegen das Ende des Besuches berührte der P. Superior die für uns wichtigste Frage nach seiner Stellung zu den Christen und bat um seinen Schutz für die Missionäre. ‚Ich kenne,' erwiederte der Vicekönig, ‚die ehrwürdigen Männer eures Landes; ich weiß, daß sie hierhin kommen nur um Gutes zu thun, und deßhalb haben sie alles Recht auf meinen Schutz.' Damit endigte der Besuch; ein Tusch ertönte zum Abschied und ein Boot des Kriegsschiffes führte die Patres an's Land. Zwei Stunden später erwiederte der Vicekönig den Besuch in feierlichster Weise. 100 Lanzenträger eröffneten den Zug, darauf kamen 20 Mandarine zu Fuß und hinter diesen er selbst in einer grünen Sänfte; hinter ihm sein Musikcorps, das europäische Melodien spielte. Nachdem er zunächst einige Erfrischungen zu sich genommen, nahm er die Residenz, die Kathedrale und das große Seminar in Augenschein; überall bewies er das größte Interesse und er ließ sich alles erklären, was er nicht verstand. Der Besuch dauerte beinahe eine Stunde, und dann begab er sich zum französischen Generalconsulat. Wir hoffen, daß diesen Zeichen seiner freundlichen Gesinnung im gegebenen Falle auch die Thaten entsprechen werden, und daß unsere Mission unter seiner Regierung wirksamen Schutz finde.

Amedea, ehemalige Hauptstadt von Kurdistan.

In Ngankin hat der Tsche-fu, d. h. der Gouverneur der Stadt, wirklich bereits durch die That bewiesen, wie gewogen er uns ist. ‚Seit drei Jahren,' schreibt einer der Missionäre, ‚besteht in Ngankin ein Tribunal zur Abwickelung der Angelegenheiten der Europäer; der Gouverneur der Stadt hat darin den Vorsitz; unter ihm stehen drei Mandarine, welche gewöhnlich direct mit den Missionären verhandeln und ihren Bericht dem Tsche-fu vorlegen, der seinerseits mit dem Taotai die Sache bespricht, wenn sie seine Competenz übersteigt. Leider haben wir soeben unsern trefflichen Tsche-fu Liëu verloren, indem derselbe zum Taotai in Nangkin ernannt wurde. So lange er das eben erwähnte Tribunal leitete, hat er nicht aufgehört, uns sein Wohlwollen zu zeigen. Ich könnte Ihnen viele Beweise dafür aufzählen; ein einziger wird genügen. Im verflossenen Jahre (1875) machte P. Frin eine Erforschungsreise im Distrikte Hué-tschëu bis nach U-inen; da das Volk dort noch nicht an die Europäer gewöhnt ist, entstand eine gewisse Aufregung, und es wurde beschlossen, den Missionär zu verjagen, falls er wieder kommen sollte. In der Stadt und auf dem Lande wurden Plakate angeschlagen folgenden Inhaltes: ‚Verbot für den europäischen Teufel, wiederzukommen. Verbot, ihn zu beherbergen, ihm etwas zu verkaufen oder mit ihm zu sprechen. Verbot, ihm ein Grundstück zu verkaufen oder eine Wohnung in der Stadt oder auf dem Lande zu vermiethen.' Der Mandarin der Stadt hatte zwar den Befehl erhalten, den Missionär freundlich zu behandeln; aber da er das Volk so feindlich gesinnt sah, glaubte er mitthun zu müssen. Wir theilten dieses dem Gouverneur Liëu mit, der bloß erwiederte: ‚Es wird vielleicht gut sein, einen Wei-juen [Commissär] hinzusenden; wir wollen sehen.' Wir ließen die Sache ruhen und dachten kaum noch daran, als einen Monat später ein Wei-juen uns besuchte, um uns mitzutheilen, daß er von U-inen komme. ‚Ich habe,' sagte er, ‚eine Reise von 23 Tagen gemacht; was man berichtet hat, ist wahr. Ich habe selbst die Plakate gesehen, und da ich dieselben aufmerksam betrachtete, hielt mich das Volk für einen Sendling der Europäer. Man sammelte sich um mich herum und es wäre mir schlecht ergangen, wenn ich dem Volke nicht gesagt hätte, daß ich vom Gouverneur geschickt sei, um ihm die Wahrheit über die Europäer mitzutheilen, die durchaus nicht das seien, was man im Lande behaupte.' ‚Die Europäer,' sagte ich, ‚sind gut und friedfertig und wollen Niemanden Böses; der Kaiser kennt sie und läßt sie in Peking zu; sie haben dort sogar mit Erlaubniß und Gutheißung des Kaisers Kirchen gebaut und der Kaiser hat ein Edikt erlassen, um sie zu schützen. Auch gibt es Europäer in Nangkin, Ngankin u. s. w. Warum sollte es ihrer denn keine in einem so kleinen Orte, wie dem eurigen, geben?' In der Stadt habe ich die vornehmsten Bürger versammelt und habe ihnen das Nämliche gesagt. Darauf habe ich dem Mandarin mitgetheilt, daß ihr wiederkehren und ein Haus in der Stadt kaufen würdet. Zur Vorsicht habe ich dann selbst schon eine Wohnung für den Missionär bestellt; er wird in zwei öffentlichen Gebäuden seine Herberge nehmen können und von dort aus entweder ein Grundstück kaufen oder ein Haus miethen, wie er es für das Beste hält.' Das

ist ein Beweis von der freundlichen Gesinnung Liéu's gegen uns; die Reise hat viel Geld gekostet, aber er hat dafür keinen Ersatz angenommen, sondern sich mit unserem Danke begnügt. Indem die Vorsehung uns aber einen Beschützer nimmt, sendet sie uns einen andern. Der neue Tsche-fu Tschen-ta-schen, welcher früher in Ningko die nämliche Stellung innehatte, ist ebenfalls seiner Güte und Geradheit wegen bekannt. Ich habe mich beeilt, ihm einen Besuch zu machen, und er hat denselben sofort in officiellster Weise erwiedert. Da gleich darauf die Examina stattfanden, zu denen sich etwa 13,000 Candidaten in Ngankin einfanden, hat er nicht nur an die Thüre unseres Hauses, sondern auch an die vier Thore der Stadt und an die öffentlichen Gebäude eine Bekanntmachung anschlagen lassen, welche Allen empfahl, uns mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen. So haben wir Dank seiner Fürsorge während der so unruhigen Zeit nichts zu leiden gehabt.

Aehnliches könnten wir von den Behörden in Kien-ping und in anderen Orten berichten, aber das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß nicht gerade alle Mandarine den Missionären feindlich gegenüberstehen."

Ceylon.

Dschaffna.

Aus dem Schreiben des hochw. apostolischen Vikars von Dschaffna, das wir in der vorigen Nummer mittheilten, haben wir noch jenen Theil nachzuholen, der sich auf die im Jahre 1875 gegebenen Missionen bezieht.

„Die Kämpfe — so schreibt Msgr. Bonjean — welche wir mit den Schismatikern zu führen hatten, hinderten uns durchaus nicht, noch andere Schlachten zu schlagen, die unserem apostolischen Berufe viel näher liegen. Wir hielten zwei große Missionen, die eine im Jahre 1874 zu Valikamam, die andere dieses Jahr (1875) zu Battikalao; beide waren reich an Früchten der Gnade. In der ersteren hatten wir 1500 Communionen und wurden 700 Personen gefirmt. Täglich umdrängten große Volksschaaren Kanzel und Beichtstuhl trotz des strömenden Regens. Rührend war der Anblick dieser guten Leute, die, nur dürftig bekleidet, von den umliegenden Dörfern herbeieilten und fast den ganzen Tag in der Kirche blieben, um die Predigt zu hören und die Gelegenheit zur Beichte abzuwarten.

Noch befriedigender fiel die Mission von Battikalao aus; fast zwei Monate lang dauerten Unterrichte, Predigten, Spendung des Bußsacramentes und fromme Ceremonien. 1150 Personen empfingen die heilige Firmung, und die Zahl der Communionen überstieg 2000. Ich werde Ihnen meinen feierlichen bischöflichen Einzug in Pulientivu, der Hauptstadt des Distriktes, und unsere Muttergottes- und Frohnleichnamsprozession nicht beschreiben: nur so viel sage ich, sie waren erhebende Kundgebungen des Glaubens von Seiten dieses Volkes und ein sprechendes Zeugniß des Eifers unseres P. Xaver, eines eingeborenen Priesters, der dieser Mission vorsteht. Sie verdienen um so mehr Anerkennung, als er bei diesem Anlasse gegen den bösen Willen der Ortsbehörden kämpfen mußte, die sich nicht schämten, dem Neide der Wesleyaner sich willfährig zu zeigen. Man verbot die Geschützsalven: sie wurden ersetzt durch nicht enden wollende, begeisterte Jubelrufe der Bevölkerung; man verbot die indische Musik: sie wurde durch fromme Gesänge unserer Schulkinder und lautes Gebet des ganzen Volkes ersetzt; man versagte die Aufrichtung von Altären auf dem Wege: die Christen rissen ihre Gartenhecken aus, und da, auf ihrem eigenen Grund und Boden, aber unmittelbar am Wege, errichteten sie die hübschesten Altäre, die ich jemals hier zu Lande sah, und als unter der Hand Polizisten kamen und im Auftrage des Präfekten ihre Entfernung verlangten, gaben ihnen unsere Katholiken zur Antwort: „Reißt sie selber weg, wenn ihr es wagt!" Natürlich wagte Niemand sie zu berühren; denn es wäre ein zu schreiendes Unrecht gewesen. Die Prozession war kaum vorbei, als der Präfekt in Person kam, die einzelnen Altäre besah und ihre Schönheit rühmte. Man sprengte jetzt aus, nur um Unglück vorzubeugen seien all' diese Sachen verboten worden. Aber die bekannte treffliche Ordnung unserer Prozessionen und der Umstand, daß man zur selben Zeit den Muhammedanern bei einem ihrer Feste einen lärmenden Umzug gestattete, ließen diese Entschuldigung nur ein ungläubiges Lächeln finden.

Landschaft in Kurdistan.

Kurz, die Mission hatte einen vollständigen Erfolg und der Besuch der übrigen Ortschaften war gleichfalls befriedigend. An einen dieser Besuche knüpft sich ein Vorfall, der hier eine Stelle finden mag.

25 englische Meilen südlich von Pulientivu liegt die kleine christliche Gemeinde von Sorikalmunai oder Heilig-Kreuz, wie wir dieselbe nach dem Titel ihrer Kirche nennen. Man geht zu Schiff dorthin, stromaufwärts. Die Fahrt ist sehr angenehm, da sich stets die herrlichste Landschaft vor dem Auge des Reisenden entrollt: hüben und drüben am Ufer dichte Gruppen von Kokospalmen, von deren dunklem Grün sich die zahllosen weißen Häuschen lebhaft abheben, welche das ganze Land wie mit Perlen übersäen. Den Hintergrund des Bildes bekränzen phantastische Bergspitzen in immer neuen Formen: dann kömmt die lange Büffelinsel, die sich mitten im Flusse hinzieht und deren nacktes Gestade von dem üppigen Pflanzenwuchse der Flußufer scharf absticht. So war es wenigstens in der Jahreszeit, als wir diese Reise machten; jetzt (December) wird sie mit reichen Reispflanzungen zur Freude der Pflanzer bedeckt sein. Im Sommer sind Heerden von Hornvieh ihre einzigen Bewohner; täglich muß man ihnen den Bedarf an Wasser hinüberschaffen, denn die Insel hat kein trinkbares Wasser.

Bevor wir Heiligenkreuz erreichen, gelangen wir zum Dorfe Calmunai, dem Sitz eines Gerichtes und anderer Behörden. Die wenigen Christen dieses heidnischen Platzes hatten dringend um den Besuch ihres Bischofes gebeten und große Vorbereitungen für den Empfang waren getroffen. Nach einer ziemlich langsamen Fahrt erreichten wir die Landungsbrücke, etwa zwei Meilen von Calmunai. Wie groß war mein Erstaunen, als uns eine unabsehbare Menschenmenge umringte, die uns zugleich neugierig und ehrerbietig erwartete und im Triumphe, Musik vorauf, bis zur Stadt führte! Wir haben daselbst weder Kirche noch Residenz, aber ein leichter Sommerbau, sehr geschmackvoll verziert, sollte uns als Kirche dienen und dicht daneben war ein herrliches Haus für unsere Wohnung bereit. An dieser improvisirten Kirche stieg ich ab und mit den bischöflichen Gewändern bekleidet richtete ich Worte des Heiles an die dichtgedrängte Menge. Ich erzählte von dem Gott, den sie nicht kannten und der doch allein sie gut und glücklich machen könne. Diese kurze Ansprache wurde mit offenbarem Wohlgefallen entgegengenommen. Für den andern Tag kündigten wir die Feier der heiligen Messe an, und zu unserer Freude fand sich noch eine viel zahlreichere Versammlung ein.

Nach der Messe wurden Einige gefirmt. Dann hielt der hochwürdige P. Xaver eine Ansprache, in der er die Einheit Gottes darlegte, sowie die Pflicht aller Menschen, ihn zu suchen, zu erkennen, zu lieben und ihm zu dienen. Zum Schluß wies er darauf hin, daß wir als Diener dieses Gottes gekommen seien, Allen den Weg zu ihm zu zeigen. Dann ergriff ich das Wort und sagte, wenn sie in den Grund ihres Herzens hinabsteigen wollten, so würden sie zwei Empfindungen wahrnehmen: das Verlangen, den großen Gott und Schöpfer zu kennen, und das nicht minder starke Verlangen, von ihrer Sündenlast frei zu werden, deren Lösung sie umsonst in den eiteln Ceremonien des Götzendienstes suchten. Ich redete ihnen von Jesus Christus, dem Wege, der Wahrheit und dem Leben, dem Erlöser des Menschengeschlechtes, von seiner Kirche, die er mit der Vollmacht bekleidete, den Menschen die Früchte seiner Erlösung zuzuwenden. Umsonst würden sie den wesleyanischen Prädikanten ihr Ohr leihen; diese Sektirer seien nur dürre Zweige, losgerissen vom Baume der Kirche; sie hätten nicht die göttliche Lehre: wie sollten sie sie also verkünden? Sie hätten nicht das Leben: wie sollten sie es also spenden? Sie könnten nicht den Weg zum Himmel: wie sollten sie also die Andern führen? Dann erklärte ich feierlich, meinen Hirtenstab in der Hand, daß ich als Bischof dieses Landes und als Gesandter Jesu Christi an seine Bewohner im Namen meines göttlichen Meisters von diesem Lande Besitz ergreife. Ich erklärte meinen Willen, an diesem Orte dem heiligsten Herzen Jesu eine Kirche zu bauen, und lud alle Anwesenden ein, ihr Scherflein zu diesem Zwecke beizutragen, damit hier, wo bisan die Finsterniß des Irrthums geherrscht habe, diese Kirche als Zeichen der Erlösung errichtet werde.

Diese Worte wurden nicht ohne Rührung angehört. Sogleich veranstaltete man eine Sammlung, welche 375 Franken ergab. Das ist allerdings nicht viel, wenn man den Zweck der Sammlung berücksichtigt, denn auch die bescheidenste Kirche wird mindestens 5000 Franken kosten, aber auch diese kleine Gabe ist ein schönes Zeugniß des Glaubens dieser Christen und eine feierliche Anerkennung Jesu Christi von Seiten der unglücklichen Götzendiener. Ich bin entschlossen, meinen Plan auszuführen und einen Missionär speciell mit dem Unterrichte dieser Heiden zu betrauen. Darf ich nicht hoffen, daß die Freunde des heiligsten Herzens mir in Errichtung dieser zwei Heiligthümer behilflich sein werden, von denen das eine aus Stein bestehen, das andere aber, geistiger Natur, aus den Bausteinen dieser Seelen sich erheben soll?

Während uns so der Besuch von Battikalao mit Trost erfüllte, flößte uns ein anderer Theil des Vikariats nur zu begründete Furcht ein. Die von indischen Kulis nach Manaar verschleppte Cholera (vgl. oben S. 84 ff.) wüthete daselbst mit großer Heftigkeit und forderte binnen wenigen Wochen mehr als 500 Opfer. Groß war der Schrecken; was die Flucht ergreifen konnte, verließ die Ortschaft. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß in dieser traurigen Lage unsere Missionäre jeder Anforderung ihrer Pflicht entsprachen; aber auch der Präfekt des Distriktes, Mr. Elliot, theilte ihren Eifer und ihren Opfermuth und arbeitete gemeinsam mit ihnen. Dank dieser vereinten Thätigkeit gelang es bald, der Seuche Einhalt zu thun, und das ist um so merkwürdiger, da die Regierung aus Gefälligkeit für die Pflanzer von Kandy die Einwanderung nicht verhindern wollte, obgleich durch dieselbe immer neue Kranke eingeführt wurden. Die Marienkirche wurde in ein Spital verwandelt. Da pflegte P. Trouchet, von einem Arzte unterstützt, Tag und Nacht die Cholerakranken, indem er ihnen zugleich alle Sorgen der Liebe und alle Tröstungen des Priesters weihte.

Auch Pessalai, ein kleiner Hafen im Norden, wo die Kuli zu landen pflegen, wurde nicht verschont; aber da ebenfalls fanden die Kranken in P. Gourdon einen liebevollen und unermüdlichen Pfleger. Diese zwei Missionäre wurden der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Sir William Henry Gregory, unser Gouverneur, schickte mir deßhalb ein überaus belobendes Dankschreiben.

Gott sei gepriesen, daß er mir diese beiden kräftigen Arbeiter erhielt und endlich den Züchtigungen ein Ziel setzte, die seine Gerechtigkeit über das arme Volk von Manaar und Mantotte verhängte. Hungersnoth seit drei Jahren und diese gräßliche Cholera! Das Zusammentreffen dieser zwei Geißeln mit der schismatischen Empörung von 1872 fiel allgemein auf: seit dem Ausbruche dieser Wirren war die Trockenheit anhaltend; Mißernten erfolgten und das ganze Land seufzte im Elende, und genau ein Jahr nach dem Skandal von 1874, dessen Schauplatz Manaar war, brach die Choleraseuche in dieser Stadt aus. Jetzt beleben ausgiebige Regen die Hoffnung und Freude dieses geprüften Volkes wieder. Möchte es niemals diese fürchterliche Lektion vergessen!

Am 16. Juni hatten auch wir die Freude, unter dem Jubel aller Katholiken das apostolische Vikariat von Dschaffna dem heiligsten Herzen Jesu zu weihen und uns so trotz unserer weiten Entfernung mit der großen Kundgebung der Gesammtkirche zu vereinigen. Die Christen betrachteten den Tag fast wie ein gebotenes Fest: 700 Communionen, Hochamt, Pontifikalvesper und zahlreicher Besuch der Kathedrale — so feierten wir in Dschaffna das Jubelfest des heiligsten Herzens und die 29. Jahresfeier der Thronbesteigung unseres großen Pius IX.!

Eben als wir diesen Brief des hochwürdigsten Herrn Bonjean für die katholischen Missionen übersetzen, erhalten wir zwei Zeitungsberichte aus Ceylon über eine in Dschaffna vom 20. Februar bis 26. März gehaltene Volksmission. Die Schilderung des katholischen Blattes „Catholic Guardian“ übergehen wir und wollen statt dessen den Bericht des protestantischen Journalisten im „Ceylon Patriot“ mittheilen. Parteilichkeit wird man seinen Worten nicht vorwerfen dürfen.

„Die Früchte, welche die Arbeiten der römisch-katholischen Priester zu tragen beginnen,“ so beurtheilt das protestantische Blatt den Erfolg der Mission, „sind in der That erfreulich. Die belehrenden und nachdruckvollen Vorträge, welche während dieser letzten 30 Tage bei Tag und bei Nacht gehalten wurden, bewirkten eine bedeutende Besserung unter einem großen Theile der katholischen Laien in Betreff der Sittlichkeit und Mäßigkeit. Von glaubwürdiger Seite wird uns mitgetheilt, der Absatz von Arac in unserer Stadt und ihrer Umgebung habe bedeutend abgenommen und dasselbe gelte vom Palmweine, der vormals unter den ärmeren Klassen stark getrunken wurde. Man hört nun wenig mehr von Streit unter einem gewissen Theile von Katholiken, die vormals wegen ihrer Rauffucht in schlechtem Rufe standen, und Friede und Frömmigkeit scheinen zu herrschen, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Es ist gar keine Frage: ihre Priester sind unermüdlich bestrebt, die unwissenden Glieder ihrer Kirche zu unterrichten und sie zu sittlichen und tugendhaften Menschen heranzubilden.

In diesen Arbeiten harren sie auch unter sehr ungünstigen Umständen so treu aus, daß man sich in der That nur wundern kann, wie die andern Missionäre, welche zu Dschaffna arbeiten, ihrem Beispiele nicht folgen. Mehr als einmal besuchten wir ihre Kirche und es freut uns, sagen zu können, daß ihre Predigten nicht so gelehrt und gespreizt, wie Protestanten sie gewöhnlich hören, sondern einfach, klar, unterrichtend, in das wirkliche Leben einschneidend und somit ganz und gar ihren Zuhörern angepaßt waren. Wer die gewaltigen Volksmassen sah, die sich um ihre Kanzeln drängten, und die Kraft und Überzeugung fühlte, welche sich in ihren Predigten aussprachen, konnte sich der Annahme nicht erwehren, daß der größere Theil der Zuhörer besser unterrichtet und mit dem Entschlusse einer Lebensänderung die Kirche verlassen werde."

Das ist ein schönes Zeugniß von einem Gegner für die Wirksamkeit der katholischen Missionäre auf Ceylon!

Ostindien.

Bombay. Einem Briefe des hochw. P. Morel S. J. entnehmen wir Folgendes:

„Am 4. November verließ ich Tritschinopoli, um mich nach Bombay zu begeben; meine Reise dauerte drei Tage. Der Weg ist nicht uninteressant; zunächst durchschneidet die Eisenbahn weite Ebenen von großer Fruchtbarkeit, die meistens mit Reis oder Baumwolle angebaut sind, dann tritt er in das Gebirg der Ghats, dessen Gipfel zu ganz bedeutender Höhe ansteigen und das von tiefen Schluchten durchzogen wird. Wie viele Hindernisse hatten die Ingenieure hier zu überwinden! Hat man dann den letzten Höhenzug hinter sich, so befindet man sich plötzlich am Ufer des Meeres und die Lokomotive rollt einher auf einem Damme, der das Festland mit der Insel Salsette gegenwärtig verbindet. Ein ähnlicher Damm verbindet Salsette mit der Insel Bombay; letztere ist kleiner als Salsette und fast ganz von der Stadt und den Landhäusern der reichen Hindus und Parsis bedeckt.

Ich hielt meinen Einzug in Bombay unter zahllosen Triumphbogen hindurch, auf denen mir Welcome entgegenstrahlte. Diese Bogen hatte man, wie Sie wohl denken, nicht mir zu Ehren errichtet; am selben Abend nämlich wurde der Prinz von Wales in dieser ersten Stadt von Englisch-Ostindien feierlich empfangen. Von unserm St. Xaver-Colleg aus, das eine herrliche Lage an der Esplanade hat, konnte ich mir den ganzen Festzug ansehen; derselbe hatte eine Länge von fast zwei Stunden. Mehr als eine Million Hindus waren aus allen Theilen der Halbinsel herbeigeströmt, um am Empfange sich zu betheiligen. Am folgenden Abend bot die Beleuchtung der Stadt einen wirklich feenhaften Anblick; der zweite Abend brachte ein glänzendes Feuerwerk ꝛc. — und gegenwärtig bleibt von allen diesen Herrlichkeiten und Festen nichts mehr; an den Prinzen von Wales denkt in Bombay kein Mensch mehr, gerade als wenn er nie hier gewesen.

Um Ihnen eine allgemeine Idee von Bombay zu geben, denken Sie sich eine Stadt von 700,000 Menschen aller möglichen Farben, aus allen möglichen Ländern, in allen möglichen und unmöglichen Costümen; sogar an phrygischen Mützen fehlt's nicht, aber diese Kopfbedeckung findet sich doch meistens nur bei solchen, die im eigentlichen Wortsinn den Namen Sans-Culotten verdienen. Hindus, Parsis, Araber und Goanesen bilden den vorwiegenden Theil der Bevölkerung; über die letzteren, die wegen ihrer europäischen Kleidung den Fremden weniger auffallen, lassen Sie mich ein paar Worte hinzufügen.

Die Goanesen versehen hier meistens das Amt der Köche und man findet sie in fast allen nur irgend wohlhabenden Familien. Sie sind katholisch und den Priestern gegenüber äußerst ehrfurchtsvoll und zuvorkommend; sie haben ihre besonderen Feste und feiern sie mit großer Pracht. Ihr Hauptfest ist das der Beschneidung des Herrn; zur würdigen Feier desselben vereinigen sich stets mehrere aus benachbarten oder befreundeten Familien, sammeln während des Jahres eine kleine Summe und laden dann die Familien selbst zum Feste ein. Die Küche wird zu diesem Zwecke geschmückt, ein Altar darin errichtet und mit Blumen und Lichtern verziert, die Wände mit Guirlanden und Inschriften decorirt ꝛc.

In einem unserer hiesigen Collegien (St. Mary's Institution) sind beinahe alle unsere Bedienten, den Koch natürlich inbegriffen, Goanesen; somit konnten sie denn auch nicht umhin, ihr Fest mit besonderem Glanz zu feiern. Am Tage vor Neujahr erhielt ich durch die Stadtpost einen Brief, unterzeichnet von einem Signor Mendoza (wie ich erfuhr, war dieses der Name unseres Koches), der mich einlud, mich am Neujahrstage Abends in der Küche einzufinden. Ich war neugierig genug, der Einladung Folge zu leisten; viele andere Patres und Brüder, denen eine ähnliche Einladung zugegangen, machten es auch so und zur festgesetzten Zeit fanden wir uns vor der noch geschlossenen Küchenthüre ein. Punkt acht Uhr ertönten einige Schüsse als Signal für den Anfang des Festes und die Thüre öffnete sich. Der Festgeber, Signor Mendoza, erschien und führte uns in die zur Festhalle umgestaltete Küche. Drei Reihen Sessel und Stühle standen im Halbkreise bereit für die Gäste; ihnen gegenüber befand sich ein hübsch geschmückter Altar mit dem Jesukinde auf dem Arm seiner göttlichen Mutter; links vom Altar waren die Sänger, rechts das Orchester aufgestellt, bestehend aus einer Geige, einem Althorn, einer Flöte, einer Clarinette und einem Baß; alle Künstler waren goanesische Bedienten und Köche aus dem Hause und der Nachbarschaft. Sobald die Eingeladenen ihre Plätze eingenommen hatten, begann das Concert; das Programm enthielt fünf Nummern: den Psalm Dixit Dominus, ein Kyrie Eleison, die lauretanische Litanei, ein viertes Stück, dessen Worte ich nicht verstand, und das Magnificat. Es war eine wirkliche Küchenmusik und es war schwer, das Lachen zu unterdrücken, aber die braven Leute meinten es gut und glaubten ihre Sache ganz trefflich zu machen; am Ende des Concerts waren sie auch alle in Schweiß gebadet, so hatten sie sich angestrengt. Gegen 50 Wachskerzen und ebensoviele bunte Lampen erhellten und schmückten den Festsaal, und die Beleuchtung war jedenfalls geschmackvoller als die Musik. Als wir uns nun nach Beendigung des Concertes entfernen wollten, lud Signor Mendoza uns ein, in den anliegenden Speisesaal der Zöglinge zu treten, wo uns Erfrischungen aller Art erwarteten; hier konnte man denn auch sehen, daß die Goanesen wenigstens ihren Ruf als Köche mit Recht verdienen.

Doch lassen wir unsere Goanesen in Ruhe, um einen Blick auf unser Colleg zu werfen. Das St. Francis-Xaver's-Colleg ist eine der sieben großen von der Regierung anerkannten Unterrichtsanstalten der Stadt Bombay; es zählt über 600 Schüler; die Achtung und Ehrfurcht, welche die Lehrer hier genießen, dürfte kaum irgendwo ihres Gleichen finden. Einen kleinen Theil der Schüler bilden die Pensionäre, meistens Söhne aus katholischen englischen, irischen und portugiesischen Familien; die Mehrzahl dagegen sind Tagesschüler und unter ihnen sind so ziemlich alle Religionen Indiens vertreten: Hindus der verschiedensten Kasten, die einen mit einem weißen oder rothen Dreieck auf der Stirne, andere mit einem bunten Kreise, noch andere mit Streifen verschiedener Farbe ꝛc., Parsis mit ihren hohen Mützen, Muhammedaner mit Turbanen u. s. w. u. s. w. Alle diese Kinder besuchen lieber dieses Colleg, als eines ihrer eigenen Religionsgesellschaft, wegen seines ausgezeichneten Rufes. In diesem Jahre noch erhielten von 36 Zöglingen der Anstalt, die sich vor der Regierungscommission zum Abiturienten-Examen stellten, 26 das Zeugniß der Reife — ein ganz außerordentliches Resultat im Verhältniß zu allen andern Collegien. Bei der allgemeinen Composition im Latein hatten unter den 1190 Examinanden Zöglinge unseres Collegs die vier ersten Plätze erobert. Außer dem St. Francis-Xaver's-Colleg haben wir hier in Bombay noch die St. Mary's Institution mit 400 Schülern, so daß in Bombay über 1000 Knaben und Jünglinge von Jesuiten gebildet werden."

Centralafrika.

Der hochw. P. Carcereri, der Obere des von Msgr. Comboni in Berber gegründeten Ordenshauses[1] des hl. Camillus von Lellis, schrieb am 22. Mai d. J. an den P. Tezza:

„Am Charsamstag haben wir den Trost gehabt, drei erwachsene Neger zu taufen; sie bilden, wie wir hoffen, das Senfkörnlein dieser mühsamen Mission. Seit Ostern herrscht hier und in der Umgegend ein bösartiges Fieber. Täglich kommt man, um unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen und Arzneien zu holen. Wir hatten also Gelegenheit genug, uns in den Werken unseres heiligen Institutes zu üben [der Orden des hl. Camillus ist bekanntlich zunächst zur Krankenpflege bestimmt], und wir haben eine Menge von Mitteln vertheilt, die wir aus hier wachsenden Kräutern bereiteten. Dieselben haben sich sehr wirksam erwiesen und uns einen großen Ruf unter den Muhammedanern verschafft. Mehrere von ihnen scheinen uns wohl gar für übernatürliche Wesen zu halten; wenigstens haben sie sich bei unsern Dienstboten angelegentlich bemüht, um einige Ueberbleibsel von unserm Brode oder einige Lappen von unsern alten Kleidern als Reliquien zu erhalten. Das ist allerdings lächerlich, allein wir wissen auch, daß der liebe Gott Alles zu benutzen weiß, um die Pläne seiner Barmherzigkeit und die Wirkungen seiner Gnade zu befördern. Vielleicht will Er sich gerade dieses Mittels bedienen, um uns diese verhärteten Herzen zu eröffnen, damit wir sie einst mit den Strahlen der ewigen Wahrheit erleuchten können.

Alle Patres, Brüder und schwarzen Dienstleute des Hauses wurden ebenfalls von diesem Fieber ergriffen, allein keiner ist daran gestorben und jetzt sind wieder alle hergestellt und das Fieber hat überhaupt in der ganzen Gegend seine Kraft verloren, obgleich wir uns der Regenzeit nähern. Zur Ursache scheint es eine plötzliche Erniedrigung der Temperatur gehabt zu haben. Am 2. April zeigte das Thermometer 32° R. im Schatten und diese Hitze hielt an bis zum 14. des nämlichen Monates; an diesem Tage aber fiel es plötzlich auf 19° und dann auf 18° und damit zugleich zeigte sich das Fieber. Jedes Haus zählte 3—4 Kranke, in einigen Familien lagen alle ohne Ausnahme darnieder. Am 14. Mai war das Thermometer wieder bis auf 34° gestiegen, fiel aber am folgenden Tage von Neuem auf 25°; allein da sich die Temperatur von da an fest hielt, hatte diese Erniedrigung keine nachtheiligen Folgen. Möge der liebe Gott uns vor schwerem Unglück bewahren! Beten Sie vor Allem, die Sie so nahe bei dem Heiligthum des heiligsten Herzens wohnen[2], für Ihre in Afrika weilenden Brüder, die der himmlischen Hilfe so dringend bedürfen; schicken Sie uns auch bald neue Mitarbeiter, denn das Arbeitsfeld ist ungeheuer und der Arbeiter sind so wenige."

Südafrika.

Das **Vikariat des östlichen Caplandes** besteht seit dem Jahre 1847 und hat seit dem Januar 1871 an Msgr. Jacobus Ricards, Bischof von Rythymnon i. p. i., seinen dritten Oberhirten. Als der hochwürdigste Herr vor nun 25 Jahren zum ersten Male als einfacher Priester das Capland betrat, herrschte in Grahamstown ein so großer Fanatismus unter den Protestanten, daß sie den Katholiken kaum das Leben gönnten; von Freiheit oder von Toleranz war für sie keine Rede. Allein der Missionär ließ sich nicht entmuthigen; obgleich die Zahl der ihm anvertrauten Seelen nur einige hundert in der Stadt und ihrer Umgebung betrug, harrte er auf seinem Posten aus, und seinen angestrengten Bemühungen ist es gelungen, nicht nur der katholischen Gemeinde allgemeine Anerkennung und Achtung zu gewinnen, sondern dieselbe auch nach jeder Beziehung zum Wachsthum und zur Blüthe zu führen.

Wie in allen entstehenden Missionen wurde auch hier mit der Errichtung von Schulen begonnen, um durch Erziehung einer gläubigen Jugend einen festen Kern zu bilden. Während Herr Ricards und seine Mitbrüder sich der Knaben annahmen, rief er barmherzige Schwestern für die Mädchenschulen herbei. Bald bemerkten auch die Protestanten, daß die Kinder in diesen katholischen Schulen besser unterrichtet und erzogen wurden, als in den protestantischen; es dauerte daher auch nicht lange, bis die Zahl der protestantischen Schüler und Schülerinnen die der katholischen weit übertraf. Damit aber fielen nun ebenfalls die Vorurtheile, welche man bisher gegen die Katholiken gehegt hatte, und an die Stelle des früheren fanatischen Hasses trat eine gewisse wohlwollende Freundschaft. Als Msgr. Ricards im Jahre 1871 an die Spitze der Mission trat, in welcher er schon so lange gewirkt, war seine erste Sorge, ein großes Seminar zu errichten, um seiner Diözese einen guten Klerus zu sichern. Merkwürdiger Weise waren es die Anglikaner und die Methodisten, welche mit großer Freigebigkeit dem neuen Bischof die nothwendigen Mittel zum größten Theile lieferten. Von ihnen unterstützt konnte er am 29. Januar 1873 den ersten Stein zu dem St. Aidan's College in Grahamstown legen und den Bau rüstig fördern, ja auch sogar zur Errichtung einer würdigen Kathedrale die Vorbereitungen treffen.

Allein es war nicht genug, das Gebäude aufgeführt zu haben, es mußten auch Professoren für die neue Anstalt gewonnen werden. Zu dem Ende unternahm der eifrige Oberhirt, sobald das Colleg seiner Vollendung entgegenging, die weite Reise nach Europa, um neue Missionäre anzuwerben. Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt; im Oktober 1875 kehrte er in sein Vikariat zurück, begleitet von zwei holländischen und sechs englischen Jesuiten, drei Weltpriestern, drei Theologie-Studirenden und fünf barmherzigen Schwestern. Bei seiner Ankunft in Grahamstown zeigte sich klar, wie beliebt der katholische Prälat unter allen Klassen der Bevölkerung ist; denn an seinem feierlichen Empfange betheiligten sich die Protestanten nicht weniger eifrig, als die Katholiken; Jung und Alt, Reich und Arm strömte gleich freudig herbei, als gälte es für Alle, einen geliebten Vater zu bewillkommnen. Wenige Tage nachher wollte der St. Patriks-Verein seiner Freude über die erfolgreiche Reise seines Bischofs durch ein großartiges Banket Ausdruck verleihen, und auch hieran betheiligten sich die Protestanten, ohne weder durch den Schmuck des Festlokals, welcher in Heiligenstatuen und päpstlichen Flaggen bestand, noch durch die Toaste auf den heiligen Vater und das Gedeihen der katholischen Mission sich abschrecken zu lassen. Zum Schlusse brachte sogar einer der protestantischen Prediger einen Toast auf die Colonie, in welchem er betonte, daß er von seinen Glaubensgenossen beauftragt sei, den katholischen Bischof zu feiern, dem die Colonie so viel Dank schulde.

---

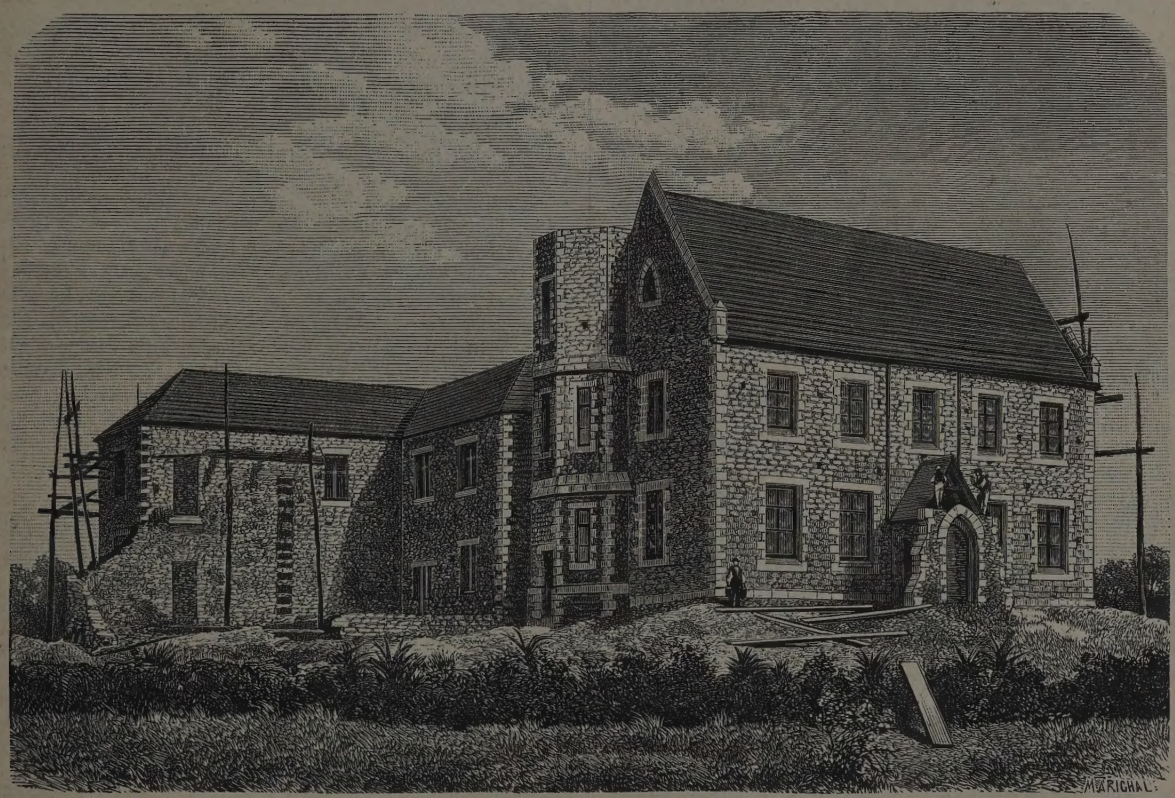
[1] Aus unserer letzten Mittheilung über Centralafrika (oben S. 87) haben einige Leser geschlossen, das apostolische Vikariat Centralafrika sei nach Ankunft der Camillisten in zwei selbständige und unabhängige Distrikte getheilt worden. Dem ist jedoch nicht so, sondern das ganze Vikariat untersteht noch immer der Leitung des hochw. Herrn Comboni und die Söhne des hl. Camillus sind nur gleich den übrigen Missionären dort thätig und haben als ihren Mittelpunkt das in Berber bestehende Ordenshaus.

[2] Das Noviziat der Camillisten, an dessen Rektor obiger Brief gerichtet ist, befindet sich in N. D. de la Chaux in der Nähe von Paray le Monial, Diözese Autun.

Mit neuem Eifer begann nun der hochwürdigste Herr die Arbeit; die sechs englischen Patres übernahmen das Colleg, und bereits am 31. Januar d. J. wurden die Lateinschulen eröffnet. Die beiden holländischen Jesuiten wurden mit der Mission von Graaf Reinet betraut, da deren Bewohner meist holländischer Abkunft sind. „Ich betrachte diese Mission," schreibt uns Msgr. Ricards, „als die wichtigste des Vikariates. Die ‚voluntary bill', welche den verschiedenen Religionsgesellschaften die bisherige Staatshilfe entzieht und sie auf die freiwilligen Beiträge ihrer Mitglieder anweist, wurde gerade zum Gesetz erhoben, als ich die beiden Missionäre in Graaf Reinet einführte. Da sind wir also vollständig auf uns selbst angewiesen. Die jährliche Staatsunterstützung von 10,000 M. wird uns nur nach und nach entzogen; nämlich beim Tode der Missionäre, die daran Theil hatten, fällt die entsprechende Quote fort. Weil Graaf Reinet im Augenblicke, als die Bill durchging, keinen Missionär hatte, findet sich diese Mission zuerst auf sich selbst angewiesen." Indessen haben sich die Missionäre dadurch nicht abhalten lassen, indem sie jetzt um so fester auf die Unterstützung der göttlichen Vorsehung rechnen.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Mission unter den Indianern. (Schluß.) Einem Briefe des nämlichen P. Rappaglioſi S. J. vom 28. März 1876 entnehmen wir Folgendes über eine Missionsreise unter den Schwarzfüßlern und Hängeohren:



St. Aidan's-Colleg in Grahamstown (Capland).

„Ich habe einen großen Theil des Frühjahrs unter den Schwarzfüßlern zugebracht, und ich will Ihnen jetzt über die Ursache dieses Besuches schreiben. Am 5. December hatte ich mich in das Gebiet der Wilden auf den Weg gemacht, zusammen mit P. Imoda. Die ersten, auf welche wir stießen, waren sieben Wohnungen von Schwarzfüßlern und neun Wohnungen von Hängeohren, welche sich zusammen am Ufer des Flusses Natochiokas gelagert hatten. Die Hängeohren waren zur Büffeljagd gekommen; sie gehören zur Mission vom hl. Ignatius, in welcher ich den Winter des verflossenen Jahres zugebracht hatte. Als sie mich wiedersahen, nahmen sie mich in ihre Mitte und zeigten eine solche Anhänglichkeit, daß die Schwarzfüßler darüber erstaunten. Es schien, daß Gott dieses Zusammentreffen mit den schon bekehrten Familien der Wilden zum Nutzen der Andern so gefügt hatte. Wir traten also in die Wohnung des Häuptlings der Schwarzfüßler. Es war einer der drei großen Häuptlinge des Stammes und hieß Arsapaki. An dem Tage war er gerade auf die Jagd gegangen; aber er kehrte am folgenden Tage zurück, zeigte große Freude, den P. Imoda wieder zu sehen, drückte auch mir die Hand und gab uns das beste Stück seiner Jagdbeute, nämlich die Büffelzunge, zu essen.

P. Imoda sagte ihm, da sie oft den Wunsch geäußert hätten, das wahre Gebet (Religion) anzunehmen und einen Schwarzrock (Missionär) unter sich zu haben, so sei dieß Jahr ein neuer Schwarzrock für sie bestimmt; wir Beide seien hier für sie, und sobald wir die Kinder getauft, würden wir Alle das Gebet lehren und die Andern auf die Gnade der Taufe vorbereiten.

Der Häuptling zeigte sich sehr zufriedengestellt, und als die Kunde außerhalb der Wohnung bekannt wurde, trugen die Frauen

dem Pater ihre Kinder zu. So wurden denn allein in jenen sieben Wohnungen 14 Kinder, von 4 oder 5 Jahren und darunter, durch die heilige Taufe wiedergeboren. Alle kamen dann Abends und Morgens, das Gebet zu lernen, während die Hängeohren, die bereits genügend unterrichtet waren, dasselbe in ihrem Lager mit lauter Stimme abbeteten. Um das Zeichen zu geben, hatten sie von der Mission, von der sie ausgegangen waren, ein Glöckchen mitgebracht. Nach dem Gebet kamen die Gesänge; das war ein gutes Beispiel, um im Herzen der schon so gut gestimmten Schwarzfüßler das Verlangen zu mehren, recht bald ein Gleiches zu thun. Auch sie lernten in kurzer Zeit ein Lied und sangen es an Weihnachten. Es war das in ihre Sprache übersetzte fromme Hirtenlied ‚Tu scendi dalle stelle' (‚Vom Sternenzelt stiegst du herab'). Ich gestehe Ihnen, mein Herz war voll Hoffnung, als die Stimmen dieses neuen, noch nicht ganz bekehrten Stammes sich mit den übrigen vereinten, um den Erlöser Aller zu preisen.

P. Imoda predigte in der Sprache der Schwarzfüßler und ich in der der Hängeohren, indem wir nur bei der Messe erst eine kurze Ansprache hielten und dann die heilige Communion austheilten; denn aus den neun Familien der Hängeohren kamen so viele als des Alters wegen konnten, zu den Sacramenten.

Durch eine besondere Vorsehung Gottes stießen noch andere Wilde mit ihren großen Häuptlingen auf uns. Auch sie kamen zum Gebete. Die Unterredungen, welche darauf stattfanden, vereinigten sie Alle und führten dahin, daß auch diese armen Wilden schließlich eine Beute der göttlichen Gnade wurden; das ist schon ein guter Anfang. Es kam sodann die Rede auf ihre größte Schwierigkeit, die Polygamie. P. Imoda sagte ihnen, sie wüßten noch nicht, wie groß die Macht der göttlichen Gnade wäre; sie sollten nur die Gebete lernen, mit der Wahrheit des Glaubens bekannt werden, dann würden sie sich von diesem gekräftigt sehen.

Die armen Wilden luden uns darauf ein, sie in ihrem Lager zu besuchen und länger bei ihnen zu verweilen, um sie zu unterrichten. Das rührte uns und würde, glauben wir, das Herz Gottes noch weit mehr gerührt haben. Die andern Wilden waren hier- und dorthin auf der Jagd zerstreut und hatten ihre Lagerplätze längs des Flusses Orso in Gruppen von 10 oder 20 Familien in ziemlicher Entfernung von einander; zudem war das kleine Lager von Arsapaki so geeignet für unsere Unterweisungen, daß wir uns nicht entschließen konnten, es gänzlich zu verlassen. Wir beschlossen daher, uns zu trennen, und gegen Ende December verließ mich P. Imoda, um zu den andern Lagerplätzen zu gehen, während ich bei den Wilden vom Flusse Natochiokas zurückblieb.

Nach der Abreise meines Mitbruders machte ich mich muthig an's Werk, die Wenigen zu unterrichten und zu vervollkommnen, welche dermaleinst die Katechisten der Übrigen zu werden versprachen. Die Sprache der Schwarzfüßler, von der der Hängeohren gänzlich verschieden, war keine geringe Schwierigkeit; aber, Gott sei es gedankt, ich verlor den Muth nicht. Das Buch in der Hand las ich mit lauter Stimme die Gebete und den Katechismus, und die Wilden wiederholten sie Wort für Wort mit gleich gutem Willen. Nach einiger Zeit hatte ich den Trost, daß die Wilden sie gelernt hatten, und auch ich konnte sie mit ihnen ohne die Hilfe des Buches hersagen. Ich lehrte sie nur den Rosenkranz, und jeden Abend beteten sie ihn gemeinschaftlich, indem Männer und Frauen einander respondirten. Sie unterließen es niemals, vor dem Essen das Kreuzzeichen zu machen, und Morgens und Abends ihre Gebete zu beten. Alle lernten in ihrer Sprache das andächtige Lied des hl. Alphons singen: ‚Siam rei di molti errori' (‚Von Sündenschuld beladen . . .'), und sie sangen es stets am Ende des Gebetes.

Ich kann versichern, daß der bisherige Erfolg mich nicht wenig tröstete und reichlich für die ausgestandenen Mühen entschädigte. Ihr alter Aberglaube und die Anbetung der Sonne, des Mondes und so vieler anderer Dinge scheinen von selbst zu fallen. Auf der Jagd entdecken sie kaum aus der Ferne die Büffelheerden, so steigen sie auch schon, ohne daß ich ihnen etwas gesagt hätte, vom Pferde, knieen nieder, legen die Waffen ab und beten ein Vaterunser; dann machen sie das Kreuzzeichen und stürzen sich in vollem Galopp auf den Büffel. Diese Jagd ist sehr gefährlich, und nicht wenige haben dabei das Leben eingebüßt, indem sie vom Pferde stürzten oder vom Büffel getödtet wurden. Aber während der drei Monate, seit sie zu dem wahren Gott zu beten begannen, hat sich kein einziger Unfall ereignet. Das machte einen gewaltigen Eindruck auf sie, und sie erklärten mir: ‚Schwarzrock, dein Gebet ist mächtig.' Zweimal nur ereignete sich etwas, was jedoch zur Bestärkung des Eindruckes diente; ein Wilder hatte, als er den Büffel erblickte, nicht aus Verachtung, sondern aus Hast es unterlassen, mit den Andern vom Pferde zu steigen und zu beten, und war mit verhängtem Zügel Allen vorausgesprengt. Er war der Einzige, welcher stürzte, und die Wilden lachten ihn aus.

Am besten lernte ein Sohn des Häuptlings, ein etwa zwölfjähriger Knabe von außerordentlichem Gedächtniß, das Gebet. Wenn die Andern zusammenkamen, war er stets der Erste und sprach so laut, daß Alle ihm folgen konnten. Er wird, hoffe ich, einer meiner besten Katechisten werden. Außer ihm habe ich fünf der bestunterrichteten bestimmt, daß sie in meiner Abwesenheit den andern Wilden die Gebete lehren; deßgleichen auch drei Mädchen für die Frauen. Alle haben mit guter Vorbereitung, voll Glauben und gutem Willen die heilige Taufe empfangen. Im Himmel besitzen wir schon mächtige Fürsprecher, ich meine die Kinder dieses Stammes, welche mit der Taufunschuld gestorben sind. Vor einem Monate taufte ich ein solches und nannte es Ignatius; bald nachher stieg es hinauf in's Paradies. Die Schwarzfüßler haben die Sitte, ihre Todten in Felle eingewickelt und mit Baumzweigen bedeckt hinzulegen, und nicht selten stößt man auf solche indianische Gräber. Dieses Mal jedoch thaten sie es nicht und begruben das Kind nach meinem Rath an dem Abhange eines Hügels; wir Alle gingen nach dem kirchlichen Gebrauch dorthin, ich sprach die Gebete und pflanzte das Kreuz auf. Die Eltern waren ganz getröstet und sagten, der Anblick jenes Kreuzes sei ihnen eine große Stärkung.

Endlich schließen wir vorläufig diese Correspondenz über die Mission unter den Indianern Oregons und der Felsengebirge mit einem Berichte des P. Guidi S. J. über einen apostolischen Ausflug, den er unternommen, um einige Familien auf einem ihrer gewöhnlichen Streifzüge zu begleiten.

„In der Woche nach dem Frohnleichnamsfeste mußte ich etwa 40 Familien begleiten, welche nach dem zwei Tagereisen entfernten Kallispel-Stamme zogen. Zweck des Zuges war die Ernte der Camascia-Pflanze. Die Camascia hat viel Ähnlichkeit mit einer Hyacinthe, namentlich was Zwiebel und Blüthe betrifft. Man sammelt sie auf einer vier Stunden langen Prärie, wo sie sich Jahr für Jahr im Überflusse findet. Die Indianer fördern die Zwiebeln mit einer Art Pflug zu Tage, dann backen und dörren sie dieselben; der Geschmack ähnelt dem unserer Kastanien. Der enge Saumpfad führt fortwährend durch dichtes Gehölz; so bildet der Zug eine lange Karawane von über hundert Pferden, welche theils Reiter tragen, theils mit Vorrath bepackt sind. Bricht der Abend herein, so ordnet der Häuptling an einem passenden Platze das Lager und nun läßt man die Pferde frei weiden. Jetzt erheben sich rasch die Zelte, hier eines, dort eines, in malerischen Gruppen und rundum brennen zahllose Feuer. Es ist eine Freude, die kleinen wilden Kinder spielend durch das Gebüsch springen und hüpfen zu sehen, während die Erwachsenen die Zelte aufschlagen, Holz für die Feuer herbeischleppen und das frugale Mahl bereiten. Wenn es anfängt dunkel zu werden, so gibt der Missionär mit seinem Glöcklein ein Zeichen und alsbald ist sein kleines Zelt von einer frommen und andächtigen Schaar umringt, die zum Gebet und Unterricht herbeieilt. Nachher kocht sich der Mis-

sionär auch sein Bischen Nachtessen, unterhält sich noch eine Weile mit den Nachbarn, dann streckt er sich auf seine Büffelhaut, die mit einigen Wollendecken sein Lager bildet, und schläft die Nacht ruhig unter Gottes Schutz. Um's Morgenroth wecken ihn die lauten Morgengebete der Indianer und um 5 Uhr läutet er zum gemeinsamen Gebete. Nach einem tüchtigen Frühstück zäumt er sein Pferd und verläßt dann den Lagerplatz an der Spitze des Zuges.

Auf meinen Reisen begleitet mich gewöhnlich ein junger Indianer, der mir behülflich ist und meine Pferde besorgt. Denn außer meinem Reitthiere habe ich noch ein Saumroß, das mit meiner Kapelle, meinem eben beschriebenen Bett und einigen Lebensmitteln beladen ist. Mein Gefährte erlegt mir mit seiner Flinte oft frisches Wildpret, Rephühner, Fasanen und anderes Geflügel, von denen es in Fluß und Berg und Prärie wimmelt. Kommt der Missionär im Lager oder im Dorfe der Indianer an, so ist er herzlich willkommen. Alle Häuptlinge eilen herbei, um ihn zu grüßen, indem sie ihm ihr ‚Geşt şglgalt' (guten Tag) zurufen und seine Hand freundlich schütteln. Man nimmt ihm das Gepäck ab, schlägt sein Zelt auf, bringt ihm Brennholz und alles Nöthige. Mein Zelt hat eine Kegelform und beinahe 5 Meter Höhe. Ein hoher Pfosten in der Mitte hält es aufrecht und 16 Pflöcke rundum spannen die Decke. Mitten im Zelt tragen 4 starke Pfähle die Kiste, welche geöffnet den Altar bildet. Ich lese fast täglich die heilige Messe unter dem Zelte; im Kreise stellen sich die Indianer auf und hören sie mit großer Andacht. Dieses Zelt dient mir als Wohnhaus, Kapelle und Beichtstuhl während der zwei Wochen, die ich bei den Kallispels zubringe. An Sonntagen kommen dann mehr als 300 Indianer aus den umliegenden Gefilden; dann bauen wir mit Matten und Fellen eine Art Basilika und ein feierliches Hochamt wird gesungen. Außer dem ‚Kyrie', dem ‚Gloria' und ‚Credo' singen die Indianer auch noch zum ‚Offertorium' und nach der Wandlung nach der Melodie zweier italienischer Lieder. 70 Indianer empfingen die heilige Communion, darunter 10 zum ersten Male. Die Feierlichkeit wurde durch eine kurze Anrede und ein Lied zur seligsten Jungfrau geschlossen. Bevor die andächtige Menge sich trennte, hielt auch der Häuptling eine kleine Rede, Allen gute Zucht und Flucht vor der Sünde empfehlend. In diesen Tagen hörte ich etwa 200 Beichten und unterrichtete die Kinder in der Christenlehre. Auch segnete ich einige Ehen ein und taufte mehrere Kinder.

In einem andern Indianerdorfe hielt ich eine gute Ernte; es gelang mir, einige öffentliche Ärgernisse abzustellen. Die Worte, welche eine Frau vor ihrer Taufe und Verehelichung sagte, muß ich Ihnen mittheilen: ‚Ich bin glücklich, o Schwarzrock, denn du gibst mir das ewige Leben; ich bin vordem ein sündhaftes Weib gewesen, aber jetzt, wo ich die Taufe empfange, will ich den Schatz bewahren und weise sein. Mein Herz ist nun gut, und ich danke dir, daß du dich meiner erbarmtest. Mein Herz ist es müde, in der Finsterniß und in der Sünde zu leben, in dieser Stunde will ich es ganz Gott schenken und dir, o mein Vater. Verstoß' mich nicht, Schwarzrock, bitte für mich und hilf mir, daß ich weise werde.' Dann richtete sie sich an ihren Bräutigam und sprach: ‚Mein Herz ist gut gegen dich, mein Mann, ich will mit dir leben, denn ich weiß, daß du gut bist. Ich übergebe mich dir, und du, der du ein guter Mann bist, mußt mich schützen und für mich sorgen. Wenn du mich bestrafest, werde ich dir nicht zürnen. Wenn ich am Morgen schlafe, so wecke mich zum Gebet, und wenn ich am Abend, müde von der Arbeit, einschlafen will, bevor ich mein Gebet gesagt, so wecke mich und nöthige mich zum Beten. Wisse auch, daß ich den Vater, der mir die Taufe gibt, wieder sehen will. Er ist ferne von uns, deßhalb führe mich zu ihm, wenn der große Tag (der Festtag) kommt, führe mich zur Kirche.'"

Miscellen.

Priestermangel in Haiti. In Port-au-Prince, der Hauptstadt Haiti's, gibt ein Tiroler, dort angestellter Priester, der hochw. Herr Rüscher, monatlich ein Bulletin religieux d'Haiti heraus, das manchmal recht interessante Mittheilungen über diesen Theil der katholischen Kirche enthält. Die Märznummer d. J. brachte eine vollständige Statistik der haitischen Kirche. Wir fassen dieselbe hier kurz zusammen, weil sie darthut, wie groß der Priestermangel dort ist.

Die Insel mit ihren 960,000 Katholiken bildet eine Kirchenprovinz, bestehend aus einem Erzbisthum und vier Bisthümern; augenblicklich sind jedoch bloß der erzbischöfliche und ein bischöflicher Stuhl besetzt.

Die Erzdiözese Port-au-Prince zählt 350,000 Seelen in 18 Pfarreien; für dieselben sind aber nur 31 Priester als Pfarrgeistliche thätig. Außerdem hat allerdings die Erzdiözese noch 13 andere Priester, unter ihnen fünf Deutsche (die Herren Rüscher aus der Diözese Brixen, Mayer aus der Diözese Straßburg, Weik und Lang aus der Erzdiözese Freiburg i. Br., und Schlaweck aus der Diözese Rottenburg), allein diese sind mit der Leitung des kleinen Seminars in Port-au-Prince betraut, während fünf andere das in Pontchateau (Diözese Nantes) gelegene große Seminar leiten. Unter den Pfarreien sind die größten Jacmel mit 50,000 Katholiken, aber nur drei Priestern, Croix des Bouquets mit 50,000 Katholiken und nur zwei Priestern, Leogane mit 30,000 Katholiken und zwei Priestern.

Die Diözese Gonaives wird vom Erzbischof von Port-au-Prince verwaltet; sie hat 110,000 Katholiken in acht Pfarreien mit zwölf Pfarrgeistlichen. Die größte Pfarrei Gros Morne hat 22,000 Seelen, aber nur einen Priester.

Auch die Diözese Les Cayes wird vom Erzbischof verwaltet; sie hat 240,000 Seelen, 20 Pfarreien und 22 Pfarrgeistliche. Die größte Pfarrei Jeremie hat 35,000 Seelen und zwei Priester; indessen haben diese beiden zugleich noch die Pfarrei Abricots mit 6000 Seelen zu verwalten. Les Cayes selbst hat für 25,000 Seelen ebenfalls nur zwei Priester.

Die Diözese Cap Haitien zählt 221,000 Seelen in 19 Pfarreien mit 23 Geistlichen. Plaisance mit 25,000 Katholiken und Grand Rivière mit 22,000 haben je zwei Priester, Borgne mit 12,000 und Port Margot mit 8000 Seelen haben zusammen nur einen Priester.

Die Diözese Port-de-Paix endlich steht mit ihren 39,000 Seelen in vier Pfarreien unter der Verwaltung des Bischofes von Cap Haitien; sie hat nur fünf Geistliche.

Welch ein weites Arbeitsfeld für seeleneifrige Priester!

Der „Sitzende Stier". Als wir jüngst die Befürchtung niederschrieben (oben S. 133), daß ein Zusammenstoß der Rothhäute mit den Nordamerikanern unvermeidlich scheine, ahnten wir nicht, daß derselbe schon so nahe sei; aber bevor noch das Blatt ausgegeben war, hatte derselbe schon stattgefunden. Die Schuld des augenblicklichen Krieges tragen ohne Zweifel die Amerikaner, welche auch dieses Mal wieder die vor wenigen Jahren mit den Dakotas, einer Abtheilung der Sioux, geschlossenen Verträge nicht halten und das damals denselben abgetretene Gebiet jetzt für sich beanspruchen wollen. Regierungstruppen rückten also aus, die Indianer mit Gewalt aus den Schwarzen Bergen, in welchen reiche Goldlager sein sollen, zu vertreiben; aber die Dakotas unter ihrem Oberhäuptling „Sitting Bull" (Sitzender Stier) setzen der Gewalt Gewalt entgegen, und der Anfang des Krieges ist für die Amerikaner wenig ehrenvoll; der „Sitzende

Stier“ hat die Vorhut der Armee unter dem General Custer am Little Big Horn River am 25. Juni vollständig aufgerieben, so daß kaum ein Mann entkam, die Kunde der Niederlage zu überbringen. Der Name des „Sitzenden Stieres“ ist daher jetzt in Aller Mund, und die amerikanischen Zeitungen bringen nach ihrer Art lange Biographien des Häuptlings, an denen meistens nicht ein Wort wahr ist. Die „Amerika“ von St. Louis konnte dagegen einige authentische Mittheilungen über diese augenblicklich zu großer Berühmtheit gelangte Persönlichkeit mittheilen, welche wir hier folgen lassen wollen. Entnommen sind dieselben den eigenhändigen Aufzeichnungen des einzigen Weißen, dem es jemals vergönnt war, mit Sitting Bull im Herzen seines eigenen Gebiets einige Zeit hindurch zu verkehren. Dieser Weiße ist der vor zwei Jahren gestorbene P. de Smet aus der Gesellschaft Jesu. Die Original-Notizen sind in französischer Sprache verfaßt und befinden sich im Archiv der Universität St. Louis.

„Am 30. März 1868 verließ P. de Smet auf ausdrückliches Ersuchen der Bundesregierung in Begleitung der Generale Sherman, Sheridan, Harney und Terry die Stadt St. Louis. Bis Cheyenne reisten sie zusammen. Von dort aus gingen die Militärs nach Fort Laramie, der Priester nach Fort Rice am oberen Missouri. Hier sammelten sich um ihn die Dakotas, welche er bereits bei einer früheren Anwesenheit getauft hatte. Er ersuchte sie, ihn in das Lager des Sitting Bull zu begleiten, der schon damals als der Angesehenste unter den Chefs der freien Dakotas galt.

„In Begleitung von 10 Häuptlingen der Yankton-Dakotas und 80 Kriegern brach P. de Smet von Fort Rice nach Westen auf. Nach 25tägigem Marsche trafen sie die erste Bande der auf dem Kriegspfade befindlichen Stoux-Nation. Die Begegnung war freundlich, und so setzten die 90 Begleiter de Smets mit den 18 Fremden gemeinschaftlich ihren Weg fort. Mitte Juni erreichten sie das breite und sandige Bett des Powder-River. Hier befand sich ein großes Indianerdorf. 400 Reiter tummelten im Angesicht der aus Büffelfellen errichteten Zelte ihre Rosse. Nach kurzer Sammlung bildeten sie einen Halbkreis, aus dessen Mitte vier Häuptlinge dem „Schwarzrock“ entgegensprengten. Als sie dicht vor ihm waren, stiegen sie ab, schüttelten ihm die Hand und führten ihn zu ihren Kriegern.

„An 5000 Indianer begrüßten die Ankömmlinge, wie sie die Lagerstraßen betraten. Eine schöne geräumige Hütte ungefähr in der Mitte wurde dem P. de Smet zugewiesen. Man brachte ihm zu essen, und er legte sich auf seine wollene Decke zum Schlummer nieder. Als er erwachte, saß der oberste Häuptling der Dakotas, der ‚Sitzende Stier‘, zu seinen Häupten. ‚Schwarzrock,‘ so sagte er zu ihm mit gedämpfter Stimme, ‚das Blut der Weißen ist an meinen Händen. Wie eine große Last beschwert es mich. Aber die Weißen haben den Krieg begonnen. Ihre Ungerechtigkeiten, ihre Schändlichkeit gegen unsere Familien, das grausame und unerhörte Gemetzel der 600 Weiber, Kinder und Greise haben alle meine Adern mit Feuer angefüllt. Ich habe mich erhoben, den Tomahawk in der Hand, und ich habe den Weißen jedes Übel angethan, das ich ihnen anzuthun vermochte. Heute bist du in unserer Mitte und meine Arme liegen an meiner Seite wie die eines Todten. Ich werde deine Friedensworte anhören, und so furchtbar ich der weißen Rasse gewesen bin, so gut bin ich bereit für sie zu werden.‘ Mit der Ankündigung einer großen Rathsversammlung, die den nächsten Tag gehalten werden sollte, verließ der ‚Sitzende Stier‘ die Hütte des Friedensboten.

„Am 21. Juni fand diese Rathsversammlung in der That statt. Etwa ein halber Acker war mit einer hohen Barrière von Büffelfellen umgeben. Innerhalb derselben saßen die Krieger. Zunächst ließ ‚Vierhorn‘, ein älterer Häuptling, die Friedenspfeife herumgehen. Alsdann wandte sich der ‚Sitzende Stier‘ — übrigens ein Mann in seinen besten Jahren und von untersetzter muskulöser Gestalt — zum P. de Smet und sagte nicht ohne Würde: ‚Sprich, Schwarzrock! Meine Ohren sind geöffnet, um zu vernehmen, was du zu sagen hast!‘

„Die einstündige Rede des Missionärs hier zu wiederholen, müssen wir uns versagen. Alsdann sprach der ‚Dunkle Mond‘: er wolle den Weißen nicht übel, doch mögen sie sich innerhalb ihrer Ansiedlungen halten. Wollten sie das nicht, sondern auch den letzten Zufluchtsort der freien Dakotas mit Eisenbahnen durchkreuzen, so gedächten sich die Dakotas dem zu widersetzen und bei dem Versuche — wenn es sein müßte — zu sterben. Darauf erhob sich der ‚Sitzende Stier‘: Die Vergangenheit möge mit einer dichten Decke bedeckt werden. Er wolle nicht mehr davon reden. Er nehme die Friedensbotschaft von Osten an. Wenn der große Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) die Dakotas in ihrem Gebiete unbehelligt lassen wolle und ihnen dasselbe gewährleiste, sei der Tomahawk für alle Zeiten begraben. Nachdem sich dann noch ‚Zweibär‘ und das ‚Laufende Zicklein‘ in ähnlicher Weise ausgesprochen, wurde der 2. Juli als der Tag der Zusammenkunft zwischen den Generalen und den Repräsentanten der Dakotas festgesetzt. Der ‚Sitzende Stier‘ gab mit drei andern Häuptlingen dem Missionär das Geleit bis zum Flusse und man trennte sich.

„Wir brauchen wohl nicht erst ausdrücklich hinzuzufügen, daß auf der Zusammenkunft vom 2. Juli der berühmte Vertrag von 1868 geschlossen wurde, ein Vertrag, durch welchen die Ver. Staaten sich verpflichteten, weder die Schwarzen Berge noch einen anderen Theil der Dakota-Reserve von irgend einem Soldaten oder anderen Weißen betreten zu lassen.“

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Dechant Stadlmaier in Mayen	30 —
Durch B. Herder in St. Louis	3.20
Von Aug. Fauler, Cooperator in Ergoldsbach	5 —
Von den Schülern in Mishawaka Ind. durch B. Herder in St. Louis	52.75
„Sinite parvulos venire ad me“	14 —
Durch Josephine Fichtner	100 81
Durch Caplan Zolondek in Tost	22.35
Ad redimendos duos infantes ethnicos	42 —
Durch Caplan B. in Schöneberg	6 —
Von Ungenannt	90 —
Von C. V. Sch. in Gmünd	8 —
Nieblingen „Fidelis“	24 —
Durch Vicar D.	70 —
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von einigen Frauen aus Martinshaum	7 —
Für die Leprosenkapelle auf Madagascar:	
Durch die Redaction des Münster'schen Pastoralblattes	100 —
Von J. M. L. in Bamberg	5 —
Für den Unterhalt persischer Sklavenkinder:	
Nieblingen D. W.	11.50
Von Ch. Ob...t in R.	3 —
Für den Loskauf gefangener Christen:	
Durch P. J. M. Reisle in Einsiedeln	121.50
Für den Aufbau der St. Josephskirche in Hongkong:	
Von S. X. v. B. L.	3.43
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Durch J. Lichtenegger in Burghausen	10 —
Für die Mission in Centralafrika:	
Durch Pfarrer Koscienski	15 —
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Ungenannt	57 —
Von C. V. Sch. in Gmünd	13 —
Für verschiedene Zwecke:	
Von K. A. B. H.	9 —
Laudetur Jes. Chr.	100 —
Von einem eingewanderten Deutschen durch die Agentur von B. Herder in Straßburg	10 —
Von Ungenannt	58 —
Von einem Schultheißen-Amt in Württemberg	100 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.